

I. Die Vorkriegszeit

Es geschah am Ostermontag, 17. April 1933. In aller Frühe erblickte ich in der Mansardenwohnung Koblenz, Moltkestraße 8, mit zwei Kilogramm Lebensgewicht das Licht der Welt. Doch an diesen ersten Blick ins Licht kann ich mich nicht mehr erinnern, nur an das, was mir später davon erzählt wurde. Es muss eine für meine zierliche Mutter hörbar recht schwere und schmerzhaftige Geburt gewesen sein.

Später, so erzählte sie mir, hätten die Leute in den Kinderwagen geschaut, mich aber wegen meiner Winzigkeit nicht gefunden. Ich muss einen mitleiderregenden Anblick geboten haben. Denn die neugierigen Betrachter sollen sich betreten abgewandt haben. Aber: eine Frühgeburt war ich nicht! Hunger und Schmerzen muss ich wohl mit einer meiner Winzigkeit nicht entsprechenden Lautstärke hinausgeschrien haben. Man konnte mich also übersehen, aber nicht überhören. Das war wohl auch für mein Überleben wichtig.

Ich erinnere mich zwar auch nicht - natürlich nicht! - an meine Taufe als fast echter „Schängel“ (mit Rhein-/Moselwasser, aber nicht mit Wein) und die Säuglingsjahre. Es muss aber doch mit mir ziemliche Probleme gegeben haben. Eines davon hat sich mir eben doch eingeprägt.

So stand mein Gitterbettchen in einer Ecke des elterlichen Schlafzimmers. Eines Abends wurde ich von fürchterlicher Atemnot wach. Irgend etwas schnürte mir den Hals zu. Ich wollte in meiner Angst schreien, bekam aber nur noch ein unartikulierte Röcheln und Keuchen hervor. Das muss Mutter wohl mit ihrem siebten Sinn gehört haben. Das Licht ging an. Unsant wurde ich aus dem Bett gerissen und ins Esszimmer getragen. Mutters Tante Lina, „Tedda“¹ genannt, riss das Fenster weit auf. Ein kalter Luftstrom traf mich. Dann musste ich heiße Milch mit Honig trinken, ein Hausrezept aus ihrer Zeit als Diakonisse.

Langsam bekam ich wieder Luft und wurde irgendwann wieder ins Bett gepackt. Die Eltern legten sich zur Ruhe. Ein solcher Erstickungsanfall wiederholte sich später. Da ich aber noch wach war, konnte ich mich rechtzeitig bemerkbar machen. Es handelte sich wohl um Anfälle von „Pseudokrapp“, die mit meiner Neigung zu Allergien zusammenhingen. Ob mir das erblickte „Licht der Welt“ nicht bekam? Wer kann es sagen

Mein Schwesterherz erzählt heute noch gern, wie ich als „unruhiger Wibbel“ bei diversen Spielen nicht still gehalten habe. So spielten sie gerne „Schule“ mit mir. Meine unerbittlichen Geschwister vereitelten meine Fluchtversuche erfolgreich, sollte doch ihr Brüderchen beizeiten lernen, kein Spielverderber zu sein. Um mich nicht ständig festhalten zu müssen, banden sie mich kurzerhand auf meinem Stühlchen fest. Diese brutale Freiheitsberaubung ermöglichte ihnen dann allerlei pädagogische Experimente - und machten mich zu einem „Trotzkopf“, dem man mit „Trotzbrecher“ in Gestalt eines Rohrstocks zu Leibe rückte.

Sonderlich mutig war ich nicht. Der jüngste Bruder meiner Mutter, war ein durchtrainierter Sportsmann. Eines Tages hielt er mich am ausgestreckten Arm zum Fenster hinaus. Der Abgrund war tief, handelte es sich doch um die dritte Etage. Zunächst hielt ich schreckerstarrt still. Dann aber zappelte und zeterte ich wie am Spieß.

Die herbeigeeilte Mutter stimmte in mein Gezeter ein. Zunächst hat mein Onkel noch gelacht. Dann ist ihm aber doch das Lachen vergangen. Bis zu seinem nächsten Besuch bei uns verging einige Zeit, ohne dass ich ihn vermisste. Später aber verschaffte er mir ein unvergessliches Erlebnis: Er kam mit seinem Dienstwagen, einem „Leukoplastbomber“² von DKW, zu Besuch und fuhr uns mit der atemberaubenden Geschwindigkeit von sage und schreibe achtzig Stundenkilometern zur Königsbach, wo mir im Biergarten der Brauerei ein „Kinderbier“³ spendiert wurde.

Zum Weihnachtsfest wurde ich von meinen achteinhalb und sieben Jahren älteren Geschwistern „heiß“ gemacht. So hatten sie vor dem Mansardenfenster „ein Engelchen vorbeifliegen“ sehen, oder war es gar das Christkind? Ich guckte mir die Augen aus, aber außer ein paar tanzenden Schneeflocken oder einem vorbei huschenden Sperling bekam ich nichts zu Gesicht. Mein Bruderherz wiederum erspähte durch das Schlüssel-

1) Lina Refäuter, Tante meiner Mutter.

2) DKW mit Zweitaktmotor, Frontantrieb und „Spazierstockschtaltung“.

3) Heute nennt man das „Faßbrause“.

Erinnerungen

loch des Wohnzimmers die Tätigkeiten des Christkinds. Ich aber sah nur „schwarz“, denn Vater hatte wohlweislich das Schlüsselloch von innen verhängt.

Dann wieder wurde ich aufgeschreckt mit dem Hinweis, der Nikolaus sei unterwegs. Von anderen Kindern hörte ich, dass sie bei entsprechenden Besuchen des „Heiligen Mannes“ angstschlotternd ein Liedchen sangen oder ein Gedicht aufsagen mussten und dann aus dem großen Sack nebst der obligaten Rute auch Leckereien bekamen. Zu mir kam der Nikolaus nie! Aber erschreckt wurde ich unfairerweise immer wieder. Wenn es draußen im Treppenhaus polterte, behaupteten meine Geschwister: „Jetzt kommt der Nikolaus! Dann kannst du was erleben!“

Am 4. Advent wurde in der Christuskirche immer die „Kindergottesdienstweihnachtsfeier“ gehalten. Als Geschenk gab es für die Größeren ein Heftchen. Wir Kleinen durften uns vom Weihnachtsbaum einen Pappstern mit einem Spruch oder Liedvers abnehmen. Nur ein Pappstern? Für uns Kinder war das etwas!

Am Heiligen Abend blieb ich mit Mutters Tante „Tedda“ allein in der Wohnung. Sie war nicht gut zu Fuß, konnte darum die Christvesper nicht besuchen. Statt dessen sorgte sie für das Abendbrot. Die Eltern steckten mich während dieser Zeit kurzerhand ins Bett, damit ich auf Vorrat schlafe. Das hat aber nur selten geklappt. Ich war ja viel zu aufgeregt.

Wenn die Familie von der Christvesper heimkam, wurde ich aus meiner „Schutzhafte“ im Bett erlöst. Nach dem Abendessen kam endlich die Erlösung: ein silberhelles Glöckchen klingelte, und die Tür zum Wohnzimmer öffnete sich wie von Geisterhand. Die Kerzen des Weihnachtsbaumes brannten. Ihr Licht spiegelte sich in den silbernen Kugeln und Ketten. Die aufsteigende Wärme ließ das Lametta leise hin und her wehen. Und „Wunderkerzen“ versprühten ihre Sternfunken.

Unter dem Christbaum, da lag doch was, verheißungsvoll in „Weihnachtspapier“ eingepackt! Aber vor dem Auspacken der Überraschungen kam erst das „weihnachtliche Pflichtteil“: Wir sangen „Ihr Kinderlein kommet!“ Dann las Vater die Weihnachtsgeschichte aus Lukas 2 vor. Später hatte ich als Konfirmand keine Probleme, sie auswendig zu lernen. Erst nach der Weihnachtsgeschichte durfte ich mich auf die „Überraschungen“ stürzen.

Es war *auch* Spielzeug dabei. In der Hauptsache aber waren es nützliche Dinge zum Anziehen usw. Nach dem Auspacken mussten wir den Eltern als Stellvertretern des Christkinds für die reichen Gaben danken. Sicher habe ich sie da oft enttäuscht, wenn die Geschenke für mich eine andere Rangfolge hatten als für sie. So fiel mein Dank nicht immer freudig aus. Später, als ich größer und älter war, belehrte mich Mutter zuweilen: „Du musst verzichten lernen!“

Zu Ostern war auch immer etwas los. Die ganze Familie machte sich nachmittags auf ins Grüne. Dort spielte Vater „Osterhase“ und versteckte die bunten Ostereier. Ein paar kleine Schokoladeneier gab es auch. Mein ganzer Kummer war, dass die lieben Geschwister immer alles fanden. Und wenn ich dann zu ihrem Fundort rannte, ging ich natürlich leer aus. Ganz selten stolperte ich über ein „Nest“ und wurde fündig. Ich hatte einfach keine Augen dafür.

Aber nach der Heimkehr zu Hause waren auch die Geschwister enttäuscht über die relativ geringe Zahl von gefundenen Eiern. Vater hatte sich nämlich einen diebischen Spaß daraus gemacht, sie immer neu zu verstecken. Vielleicht wollte er damit mir Unglückswurm die Möglichkeit einräumen, auch mal ein Gelege des Osterhasen zu finden?

1938 fiel mein Geburtstag auf den ersten Ostertag. War das ein Fest! Ich bekam jede Menge Schokoladen-osterhasen in allen Größen. Meine Tante Friedel (Vaters Schwester) ließ sie als „Osterhasenparade“ aufmarschieren. In die beiden größten wurde je eine Stricknadel gesteckt. Daran wurde wie beim Aufmarsch zum 1. Mai ein Transparent befestigt mit der Aufschrift: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“ Dazu waren die „Osterhasen“ der Größe nach „in Linie zu drei Gliedern angetreten“. Mir wollte nicht in den Kopf, dass meine Eltern nach Abschluss der familieninternen Geburtstagstagsfeier diese „Führerlästerung“ stillschweigend auf Nimmerwiedersehen entfernten.

Klugerweise hatten sie mich damals nicht zum Schweigen vergattert. Ich hätte garantiert von dieser Osterhasenparade und dem lustigen Transparent erzählt, mit womöglich bösen Folgen für alle Beteiligten. Über dem Hochgenuss der vielen Schokolade hatte, ich das Ganze wohl schnell vergessen aber eben nicht ganz.

Schön waren - zunächst - die Spaziergänge am Sonntag. Gelegentlich spendierten die Großeltern Stüber eine Fahrt mit der Standseilbahn von der Laubach auf den Rittersturz („Rittersturzbergbahn“), für mich ein tolles Erlebnis. Der Maschinenraum in der Bergstation mit der Seiltrommel, die sich auf ein Klingelsignal hin zu drehen begannen und den Wagen langsam aus der Station rollen ließ, das alles war sehr aufregend! Vom Rittersturz aus mit seinem für uns zu teuren Hotelcafé war das Forsthaus Kühkopf nicht weit.

Meist aber ging es an Vaters starker Hand über die Karthause bzw. die „Laubach“ zum Kühkopf mit der phantastischen Aussicht über Koblenz und das Neuwieder Becken. Der Abstieg am Dommelsberg vorbei führte gelegentlich und dann zu meiner großen Freude zur Königsbach mit ihrem Biergarten unter den hohen Kastanienbäumen.

An anderen Sonntagen sammelte sich die Familie bei Mutters Vater am Göbenplatz¹, im obersten Stockwerk des Restaurants „Alter Franziskaner“. Mir liegt immer noch der Geruch von Speisen (und Soßen) in der Nase, verbunden mit dem Klirren von Bestecken und Geschirr in der Restaurantküche. Großvater erwartete uns mit seinem weißen Haar und Bismarckschnurrbart, eine meterlange Pfeife mit Porzellankopf im Mund.

„Tante“ Käthe, seine zweite Frau, wuselte herum und sorgte dafür, dass ihre beiden Töchter endlich fertig wurden. Sie waren eigentlich unsere Tanten. Sie waren aber im gleichen Alter wie meine Geschwister. Darum redeten wir sie nur mit dem Vornamen an. War Opas Pfeife zu Ende geraucht, ging es mit ihm, unseren Eltern, seiner Frau und Mutters Stiefgeschwistern auf der anderen Rheinseite durchs Mühlental nach Arzheim.

Zuerst mussten wir die Schiffbrücke nach Ehrenbreitstein überqueren. Besonderen Spaß machte mir, wenn wegen des Schiffsverkehrs die mittleren „Joche“ „ausgefahren“ wurden. Eine prustende Dampfmaschine wickelte die riesigen Ketten auf eine Trommel und zog so das Joch aus seiner Position bzw. zurück. Es war immer eine „Gratis-Minirheinfahrt“. „Durchs Mühlental nach Arzheim“ - diese Zwänge haben meinen Geschwistern und mir die Familienspaziergänge damals eigentlich verleidet. Das einzig Positive war: Großvater war in besseren Zeiten einmal Jäger gewesen. In Arzheim kehrten wir daher in seiner ehemaligen Stammkneipe ein und wurden von ihm - für unsere Verhältnisse - fürstlich bewirtet.]

Vater hatte gesundheitliche Probleme, eine Art Neurodermitis. Das bekam ich zunächst nur am Rande mit. Einmal besuchten wir ihn in der Universitätsklinik in Bonn, wo er behandelt wurde. Auf meine Fragen erfuhr ich: „Vater hat es mit den Nerven!“ Ich kam nicht auf den Gedanken, was seine Nerven so strapazieren könnte.

Viel später wurde mir klar, dass er wahrscheinlich stark unter psychisch bedingter Allergie litt. Kein Wunder, war er doch aktives Mitglied der illegalen „bekenntenden Kirche“ und betreute als Angestellter der Dresdner Bank die insgeheim gesammelten Spendengelder und Mitgliedsbeiträge, mit denen die illegalen Vikare und Hilfsprediger bezahlt wurden. Im „Bruderrat“ der „Bekennnisgemeinde“ war er „Schatzmeister“².

Im elterlichen Kleiderschrank stieß ich noch auf andere aufregende Dinge, die mir meinen Vater fremd machten. Da hing eine SA-Uniform³, in der ich ihn nie gesehen habe. Mutter erklärte mir, dass er als ehemaliger Frontkämpfer im ersten Weltkrieg zunächst Mitglied des Deutschnationalen Frontkämpferbundes „Stahlhelm“ war. Dieser wurde im Rahmen der nationalsozialistischen „Gleichschaltung“ „geschlossen“ in die SA übergeführt. Vater hatte daraufhin die Mitgliedschaft aufgekündigt, denn mit der Prügeltruppe SA wollte er nichts zu schaffen haben.

Ein wunder Punkt: Fahnen! Zu Führers Geburtstag (20. April), zum ersten Mai, zum „Heldengedenktag“ am 9. November und anderen Gelegenheiten mussten die Häuser beflaggt werden, mit der Hakenkreuzfahne natürlich. Das fand ich so toll, dass ich eines Tages meine „Privatbeflagung“ durchführte: irgendwo hatte ich

1) Heute: „Görresplatz“.

2) S. die Schrift von Pfarrer Walter Ecker, „Der Kirchenkampf in der evangelischen Kirchengemeinde Koblenz ...“, Seite 22

3) „SA“ = „Sturmabteilung“

Erinnerungen

beim Stöbern die schwarzweißrote Fahne des Kaiserreiches, die „Reichskriegsflagge“ aus eben derselben Zeit und eine schwarzrotgoldene Fahne gefunden, die mir recht gut gefielen.

Nachbarn machten meine Eltern auf den illegalen Flaggenschmuck aufmerksam. Vor allem die schwarzrotgoldene Fahne war ja den Nazis ein „rotes Tuch“. Entsetzt entfernten Vater und Mutter den gefährlichen Schmuck und machten mir klar, dass dies alles streng verboten und sehr gefährlich sei. Jedenfalls schafften sie die „Corpora delicti“ so gründlich beiseite, dass all mein Suchen vergeblich blieb. Fortan war unsere Etage nur mit einer kleinen Hakenkreuzfahne beflaggt, und das auch nur, wenn es nicht zu umgehen war.

Manchmal war unser Wohnzimmer voll von Leuten, die Geld brachten. Dann wurden Karteikästen mit grünen Karteikarten herbei geholt. Mit Stempel und Namenszeichen wurden Kästchen auf diesen Karten ausgefüllt. Ich wurde dabei möglichst zum Spielen auf die Straße geschickt, weil „nicht genug Platz in der Wohnung“ war. Viel später erfuhr ich, dass da freiwillige Helfer mit Vater die Mitgliedsbeiträge der „Bekennenden Gemeinde“ abrechneten. Auch Schwester und Bruder wurden als unverdächtige „Teenager“ zum „Inkasso“ eingesetzt.

Wie er Geld und Karteikarten dem Zugriff der GeStaPo entzog, die uns immer wieder mal aufsuchte, weiß ich nicht. Die ganze Angelegenheit war immer von einem Hauch von Gefahr und Geheimniskrämerei umwittert. Manchmal kam auch Frau Winterberg zu uns, die Frau des „Bekennispfarrers“ in Koblenz. Dann dauerte es lang, bis Vater schweigsam und bleich vom Verhör durch die GeStaPo im Vogelsang heimkam. Instinktiv fühlte ich eine unnennbare Gefahr. Heute weiß ich, was da drohte.

Eine Zeit lang ging ich in den evangelischen Kindergarten am Gemeindesaal im Altlöhrtor. Leiterin war eine Kaiserswerther Diakonisse, Schwester Maria mit den roten Haaren, die wir „Tante Maria“ nannten. Die Wände des Kindergartens waren wie die von Schulklassen mit Ölfarbe gestrichen. Sonst habe ich keine Erinnerung daran.

Dafür waren die Feste im Gemeindesaal am Altlöhrtor immer ein aufregendes Ereignis: „Missionsfest“, „Gustav-Adolf-Werk“ und andere Dinge brachten mancherlei Aktivitäten mit sich. Später erfuhr ich, dass Pfarrer Winterberg besondere Gäste auch besonders begrüßte, u.a. auch betont den Vertreter der „Geheimen Staatspolizei“. Das fand der Betreffende gar nicht gut, aber die Gemeinde war im Bilde und verhielt sich entsprechend.

Einmal durfte ich sogar bei einem „lebenden Bild“ mitwirken. Das war so aufregend und faszinierend, dass ich tatsächlich einige Minuten freiwillig unbeweglich an einem bestimmten Platz verharrte, bis sich der Vorhang wieder schloss.

Früh schon ging ich zum Kindergottesdienst. Auch dort war das Stillsitzen und brav die Hände falten nicht mein Ding. Einmal, es war wohl nach Weihnachten, war ich so begeistert bei der Sache, dass ich mehrmals meine Mütze hoch in die Luft warf. Pfarrer Winterberg fand das nicht ganz so gut. Er nahm sie kurzerhand an sich und gab sie mir erst nach dem Schlusslied „Unsern Ausgang segne Gott“ wieder zurück.

Meine Geschwister schauten mich bitterböse an und haben mich hinterher ganz schön fertig gemacht. Unsanft stürzte ich auf Grund dieses „Schlussegens“ aus den Himmeln meiner Begeisterung auf den Boden der Tatsachen. Eine zusätzliche Bestrafung zu Hause blieb mir freilich erspart. Hatten die Geschwister dicht gehalten?

Ganz selten blieb es uns nicht erspart, dass ich in den „großen Gottesdienst“ in der Christuskirche mitgehen musste. Da saß ich nun zwischen Mutter und den Geschwistern und langweilte mich vor allem bei der Predigt furchtbar. Auf der Suche nach einer sinnvollen Beschäftigung entdeckte ich die beweglichen Haken an der Rückenlehne der Kirchenbank. Sie waren für Hüte und Handtaschen bestimmt. Einige waren ausgesprochen „musikalisch“: sie quietschten so schön, wenn ich sie hin und her bewegte.

Woher sollte ich denn wissen, dass dieses Quietschen den Prediger irritieren könnte? Aus der Familie wusste ich doch, dass ein Pfarrer alles kann, warum nicht auch das Quietschen ertragen? Meine Lieben waren nun aber offensichtlich anderer Meinung, und die anderen Gottesdienstbesucher auch. Böse Blicke gab's!!

In meiner Erinnerung sehe ich immer noch vor mir das unsagbar traurige Gesicht von Pfarrer Gladischefski. War er ob meiner „stillen Beschäftigung“ so traurig? Pfarrer Winterberg hingegen konnte damit einigermaßen umgehen.

Nach der abrupten Beendigung des Spiels mit den schönen Haken blieb mir dann nur noch übrig, mit meinen kurzen Beinchen heftig hin und her zu baumeln. Das war zwar völlig lautlos, fand aber auch nicht den Beifall meiner Lieben. Feste Hände legten sich auf meine Knie und unterbanden die Bewegung meiner unteren Extremitäten. So blieb mir nur noch eins: ich kuschelte mich an Mutter, vor allem an ihren Fuchspelz, und kam so etwas zur Ruhe.

Nach solch unruhigen Gottesdiensten erfolgte wiederholt eine Belehrung über korrektes Verhalten im „Gotteshaus“, verbunden mit der „drohenden“ Aussage, dass der „liebe Gott“ *alles* sieht, also auch das, was dem wachsamen Auge der Familie und des Pfarrers auf der Kanzel entgeht. Das aber wollte mir nicht so recht einleuchten. Denn so sehr ich auch bei nächster Gelegenheit meine Augen schweifen ließ: nirgendwo konnte ich den Hauseigentümer der Kirche „in natura“ erblicken. Dabei hätte ich IHN doch so gerne gefragt, warum kleine Kinder in „Seinem Haus“ so furchtbar stillhalten und schweigen müssen.

Auf entsprechende zweifelnde Äußerungen hin wurde mir erklärt, dass Gott nun einmal für unsere Menschengenossen unsichtbar, aber immer gegenwärtig sei. Schließlich heißt es ja auch in einem Tersteegenlied: *„Gott ist gegenwärtig. Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihm treten. Gott ist in der Mitten. Alles in uns schweige und sich innig vor ihm beuge. Wer ihn kennt, wer ihn nennt schlag die Augen nieder. Kommt, ergebt euch wieder!“*

Nun ja: vorsichtshalber ergab ich mich in das Schicksal, stillzusitzen und zu schweigen, nicht immer, aber immer öfter. Heute wundere ich mich, dass mir derart - zuweilen schmerzliche! - frühkindliche Erfahrungen mit Kirche und Gottesdienst nicht für alle Zeiten die Freude an den „schönen Gottesdiensten des Herrn“¹ verleiden konnten. Es lag vermutlich an den Kindergottesdiensten, bei denen ich ja mitreden konnte und sollte.

Außerdem war ich dort nicht der einzige, der mit seinen Armen und Beinen hin und her zappelte. Das zog - je nach Helfer - nur sanfte Ermahnungen nach sich. So fühlte ich mich viel wohler als im „großen“ Gottesdienst. Jahre später als Pfarrer erinnerte ich mich an meine Kindheit. Lautstarke „Kommentare“ der kleinsten Predigthörer zu meinen Worten auf der Kanzel konnten mich nicht aus der Fassung bringen. Auch fuhren einmal „Matchbox-Autos“ der kleinen Geschwister eines Täuflings vor mir auf den Altarstufen. Oder ein goldiger kleiner Wicht versteckte sich vor dort hinter meinem Talar und machte „Guckguck!“ Mit verständnisvollem Schmunzeln nahm ich ihn auf den Arm, brachte ihn zu den verzweifelten Eltern und versuchte, ihnen etwas von der Bestürzung über ihren Sprössling nehmen. Die Gemeinde nahm's gelassen hin.

[Gelegentlich hielt ein älterer Pfarrer mit weißem Haar den Kindergottesdienst. Seinen Namen weiß ich nicht mehr. Er hatte aber einen Spitzbart wie ein Admiral der Kaiserlichen Marine und hatte wohl etwas mit dem Konsistorium in der Mainzerstraße zu tun. Auch Pfarrer Hennes mit seinem weißen Bürstenhaarschnitt imponierte mir. Meine Eltern hielten nicht so viel von ihm, weil er „DC“² war, allerdings von der gemäßigten Berliner Richtung.]

Auch sonst hatte ich mit Kirche zu tun: Vaters Bruder war Pfarrer in Lieberhausen bei Gummersbach. Da hatte ich also einen leibhaftigen Pfarrer zum Anfassen in meiner Verwandtschaft. Das Schönste war das geräumige Pfarrhaus, in dem wir oft unsere Ferien verbrachten. Ein Paradies war der für uns Kinder scheinbar „riesige“ Garten. Oft wurde in der Gartenlaube, also an der frischen Luft, gegessen oder Kaffee getrunken. Und die reifen Himbeeren rund um die Gartenlaube schmeckten himmlisch. Lieberhausen war für uns Stadtkinder insgesamt *das* Ferienparadies.

[Eine „lustige“ Begebenheit von dort kenne ich nur von Erzählungen meiner Mutter. So hatte mein Onkel einen Dackel, der seinem Herrn auf Schritt und Tritt folgte. Bei Beerdigungen war das freilich unerwünscht. Da wurde das kleine Hundevieh in den Stall gesperrt. War jemand aus einem der verstreuten Gehöfte ge-

1) Psalm 27,4

2) „Deutscher Christ“.

Erinnerungen

storben, kam der Leichenzug vom Trauerhaus her zu Fuß nach Lieberhausen. Wenn er am Waldrand auftauchte, begannen die Glocken der „Bunten Kerke“ zu läuten. Mein Onkel ging im Talar dem Trauerzug entgegen und geleitete ihn zum Friedhof am unteren Ende des Dorfes. Dort wurde der Sarg ins Grab hinuntergelassen. Danach kam eine grüne Decke über die noch offene Grube.

Mit Gebeten, Schriftlesungen, Liedern und einer Ansprache nahm die Beerdigung ihren Lauf. Aber einmal hatte sich der Dackel doch einen Ausweg aus seiner Schutzhaft verschafft. Mit frohem Gekläff nahm er die Fährte seines Herrchens auf und folgte ihr zum Friedhof. Dort wollte er über die grüne Decke hinüberlaufen und sich wohl eine „Streicheleinheit“ abholen. Aber ach, der Hund verschwand samt Decke im offenen Grab und musste mühsam wieder herausgezogen werden. Die Heiterkeit der Trauergemeinde soll sich nur bei den unmittelbar Leidtragenden in Grenzen gehalten haben.]

Ansonsten spielt in meinen Erinnerungen der Rhein eine große Rolle. Mit ein paar Schritten waren wir in den „Anlagen“. Am Ufer ließ sich herrlich spielen und Steine ins Wasser werfen. Kritisch war es, wenn der Strom Hochwasser führte und die schmutzige Brühe mit allerlei „Strandgut“ bis in die Moltkestraße schwappte. Die größeren Jungen drehten mit Fahrrädern ihre Kreise durch die Flut. Die Schadenfreude war groß, wenn sie stecken blieben und sich nasse Füße holten.

An technischen Dingen hatte ich auch Interesse. „Oppa“¹ war Reichsbahnpensionär. Er hatte sich sozusagen „von der Pike auf“ über eine Schlosserlehre und die Tätigkeit als Heizer und Lokführer in den gehobenen Dienst hochgearbeitet. Eines Tages nahm er uns zum Moselweißer Bahnbetriebswerk mit. Wir besichtigten den Lokschuppen mit den ungeheuer großen Lokomotiven, von denen ich scheu Abstand hielt.

Auf dem Flugfeld der Karthause schaute ich gern bei Flugvorführungen des NSFK² zu, wenn etwa ein Fieseler Storch in der Luft fast still stand oder Segelflugzeuge mit der Winde oder von einem Flugzeug in die Luft geschleppt wurden. Interessant waren auch die Kunststücke des NSKK³ mit der Motorradstaffel und Geländefahrzeugen.

Ansonsten interessierten mich besonders Aufmärsche aller Art, wenn nur Musik dabei war: etwa wenn Soldaten durch die Stadt marschierten oder die Umzüge zum 1. Mai, und nicht zuletzt die Rosenmontagszüge mit den Wagen und den „Schwellköppen“. Wie große Köpfe ohne Körper, nur mit Armen und Beinen, leben und laufen konnten, war mir ein faszinierendes Rätsel. Also: wenn Marschmusik zu hören war, rannte ich neugierig hin.

Diese Begeisterung für Blasmusik hatte aber auch negative Auswirkungen. Irgendwann, 1937 oder 1938 starb die Mutter meines Vaters. Ich durfte am noch offenen Sarg von „Omma“ Abschied nehmen, verwundert, dass sie so bleich aussah und auf meine Worte nicht reagierte. Nach der Trauerfeier in der Friedhofskapelle ging es langsam den Berg hinauf zum offenen Grab. Vor dem Sarg und dem Pfarrer zog die Blaskapelle der Reichsbahn und blies getragene Trauermusik.

An der Hand meiner großen Geschwister zog ich mit und plapperte ganz aufgeregt und deutlich hörbar: „Jetzt marschieren wir mit Musik! Jetzt marschieren wir mit Musik!“ O, welch finstere Blicke mich da trafen! Zornig geboten mir die Geschwister Schweigen. Und ich konnte doch gar nicht begreifen, was ich wieder mal falsch gemacht hatte!

An die beklommene Stimmung meiner Eltern und vieler Leute im Jahr 1938 vermag ich mich noch dunkel zu erinnern. Marschierten Soldaten schon zu den Güterbahnhöfen? Ich hörte jedenfalls die bange Frage, ob es wohl Krieg geben würde, und spürte die Aufregung der Menschen. Wie erleichtert waren alle, als nach der Abschluss des Münchner Abkommens scheinbar die Kriegsgefahr abwendete.

Viele Deutsche hielten nun Adolf Hitler für einen „Friedefürsten“, meine Eltern und Geschwister sicher nicht. Der „Großdeutsche Rundfunk“ aber tat alles, um diese Illusion im Volk zu nähren. Nach einer ent-

1) Großvater väterlicherseits.

2) „Nationalsozialistisches Fliegerkorps“.

3) „Nationalsozialistisches Kraftfahrer-Korps.“

sprechenden Führerrede, die übertragen wurde, schriean die Leute auf Aufforderung des Reichspropagandaministers womöglich noch lauter als sonst ihr „Siegheil!“

Bei Führerreden im Radio durfte ich nicht stören, nicht dazwischen reden oder fragen. Die ganze Familie kroch fast ins Gerät, aber nicht aus Begeisterung. Vielmehr beschäftigte sie die Frage: Was kommt denn nun wieder auf und zu? An darauf folgende Kommentare erinnere ich mich nicht weiter, nur daran, dass vor allem Mutter arg auf den „Klumpfuß“ und „Jesuitenschüler“ Josef Goebbels schimpfte.

Meine gesundheitlichen Probleme nahmen im Laufe der Zeit ernste Formen an. Im Abstand von etwa zwei Wochen hatte ich bei entsprechender Wetterlage einseitig oder sogar beidseitig heftige Mittelohrentzündungen. Es begann immer mit Fieber und Klopfen im Ohr, setzte sich mit starken Schmerzen fort. Dagegen musste ich Sulfonamide schlucken.

Um diesen Schwachpunkt in den Griff zu bekommen, wurde ich wiederholt an den Mandeln operiert, erstmals 1937 von Dr. Reuter im Evangelischen Stift in der Kurfürstenstraße. Ich erinnere mich noch an die schreckliche Narkose. Was war mir hinterher so übel! Ständig musste ich mich übergeben. Die Kaiserswerther Diakonissen kümmerten sich rührend um mich kleinen Kerl. Wenig später wurden sie durch die Marburger Schwestern ersetzt, von denen einige sowohl evangelikalen Kreisen (als auch den DC?) näher zu stehen schienen. Es folgten noch zwei weitere Mandeloperationen im Dominikanerinnenkloster in Moselweiß und später im Rizzaheim. Die üblichen Begleiterscheinungen der Narkose fand ich immer schrecklich.

1939 wurde ich sechs Jahre alt und damit zur Einschulung fällig. Mutter meldete mich in der Schenkendorff-Schule an. Nach Ostern begann mein „neuer Lebensabschnitt“. Ich war stolz, jetzt in die Schule gehen zu dürfen. Der Stolz wurde freilich von den Schülerinnen und Schülern der höheren Klassen gedämpft. Sie zeigten mit Fingern auf uns und schriean höhnisch „I-Dötzchen! I-Dötzchen!“ wenn wir brav „Zwei und Zwei! Am Händchen fassen!“ in unsere Klasse einzogen.

Der Alltag der ABC-Schützen hatte uns schnell erreicht. Mit schrägem Kopf saßen wir in unserer Bank mit dem Klapp-Pult und malten mit quietschenden Griffeln auf unsere Schiefertafeln „Strichchen auf, Strichchen ab, Strichchen auf! Pünktchen drauf! Fertig ist das i!“

So lernten wir im ersten Schuljahr nach und nach die Buchstaben der „deutschen“ Schrift. Ob Herrn Sütterlin, ihrem Erfinder, meine Schönschreibkünste gefallen hätten, muss ich bezweifeln. Die Lehrer jedenfalls hatten keine Freude daran. Mir selbst war meine Schrift gut genug. *Ich* konnte sie ja entziffern. Und das war doch die Hauptsache!/? Wegen der sehr mäßigen Noten, die ich dabei erzielte, machten mir die Schönschreibarbeiten keinen Spaß.

Dummerweise konnten sich die Lehrer nicht verkneifen, auch unter meine fast fehlerlosen Diktate dumme Bemerkungen wegen der Schrift zu setzen. Zu Hause folgten dann die entsprechenden Kommentare meiner Lieben (Geschwister!). „Sauklaue“ war nur einer der zarteren Ausdrücke, die ich zu hören bekam. Mehr Freude machte mir da das Buchstabieren in der Fibel. Was war ich also froh, als endlich die großen Ferien kamen und ich mich von den anstrengenden Schreibübungen erholen konnte.

II. Der Krieg beginnt.

Ferien in Lieberhausen im Oberbergischen. Oft fuhren Vater und meine beiden Geschwister mit dem Fahrrad dorthin. Das ersparte das Geld für die Fahrkarten. Ich saß dann auf einem Kindersattel, der auf der Längsstange hinter dem Lenker des Opelrades festgeschraubt war. Für meine kleinen Füße waren Stützen an der Vorderradgabel befestigt.

Im August 1939 war alles anders. Vater und Geschwister waren voraus gefahren. Meine Mutter musste noch ihre Tante versorgen und unterbringen. Wir sollten dann mit der Bahn nachkommen. Eine Bahnfahrt war für mich immer recht aufregend. Ebenso aufregend war auch die Fahrt mit dem alten Postauto vom Bahnhof Gummersbach nach Lieberhausen. Durch einen Krampfanfall meiner Mutter begann unsere Fahrt ins Ferienparadies bei Onkel und Tante mit zwei Tagen Verspätung.

Erinnerungen

Nach schönen Tagen in Lieberhausen gab es bald einen neuen Schrecken: Vater wurde durch ein Telegramm plötzlich nach Koblenz zurückbeordert. Was war los? Dass es in Polen Unruhen gab, war bekannt. Gab es nun doch Krieg? Es war doch noch gar nicht so lange her, dass die „Sudetenkrise“ im letzten Augenblick beigelegt worden war!

Irgendwann klingelte in Lieberhausen das Telefon: Vater teilte mit, dass er einberufen worden sei und in die Gneisenaukaserne einrücken müsse. Das war das Ende unserer Ferien. Wir fuhren heim. Die Züge waren überfüllt. Von der Stimmung bekam ich nicht viel mit. Aber Mutters Angst und Verzweiflung waren deutlich zu spüren.

Der folgende Tag führte uns, zu Fuß natürlich, zur Gneisenaukaserne in Horchheim. Durch den Kasernenzaun sprachen wir mit Vater. Er sah in seiner Uniform so fremd aus und durfte die Kaserne nicht verlassen. Darum verabredeten wir uns durch den Maschendrahtzaun und durften dann durch die Wache mit ihm in die überfüllte Kantine gehen. Nach einer Weile hieß es Abschiednehmen. Vater blieb hinter dem Kasernentor zurück unter vielen anderen feldgrauen Gestalten. Ein seltsames Gefühl.

Am Abend des 31. August (oder 1. September? Ich bin mir da nicht mehr sicher!) rückten die Truppen zu den Güterbahnhöfen in Lützel und Moselweiß aus. Lange Kolonnen zogen „Ohne Tritt marsch!“ über die Pfaffendorfer Brücke, vorneweg Offiziere zu Pferde. Gespanne dröhnten mit Hufgeklapper und eisenbeschlagenen Rädern über das Pflaster, dazwischen auch Kübelwagen in Tarnfarbe mit Verdunkelungskappen auf den Scheinwerfern. Viele, viele Menschen standen entlang der Straßen. Außer gelegentlichem Schluchzen, dem Marschtritt der Kolonnen und dem Wagengerassel war fast kein Laut zu hören. Betretenes Schweigen überall.

Irgendwo marschierte auch Vater mit. Mutter winkte ihm zu. Ich selbst konnte ihn nicht entdecken. Lange hörten wir nichts mehr von ihm, bis er sich aus Langweiler im hohen Hunsrück meldete. Dort war er, wohl im Blick auf sein Alter (vierzig Lebensjahre!), als Schreiber beim Divisionsstab eingesetzt und konnte gelegentlich „auf Urlaub“ kommen.

Die Schule begann wieder. Unser Lehrer Beyer hatte viel Mühe mit seiner aufgeregten Klasse. Meiner Mutter antwortete er einmal hinter der vorgehaltenen Hand auf die Frage, wie wir denn in der Schule seien: „Ach, Frau Stüber, die sind alle hochbegabt, aber fürchterlich unruhig. Naja, sie wissen doch: der verrückte Jahrgang!“ Immer wussten wir Neues zu erzählen. Gerüchte schwirrten umher. Und wenn der „Großdeutsche Rundfunk“ mit seinen Reichssendern den Wehrmachtsbericht brachte, wollten wir trotz der gelegentlichen atmosphärischen Störungen kein Wort zu verpassen.

[Bruder Fritz und ich gingen in jeder freien Minute, meist über den „Hasenpfad“, auf die Karthause. Wir waren beide flugbegeistert. Aufregend war der Anblick der He 111 und der Do 17, der Stukas¹ Ju 87, der Jagdflugzeuge Me 109. Dazwischen standen einige dreimotorige Transportflugzeuge Ju 52. Aber es schien nicht viel los zu sein. Der Krieg fand in Polen statt. An der Westfront herrschte Ruhe.]

Im Rundfunk jagte eine „Sondermeldung“ die andere. Anscheinend war der Polenfeldzug eine Art „Spaziergang“ für die Großdeutsche Wehrmacht. Vor allem die Panzerwaffe war erfolgreich, von der Luftwaffe ganz zu schweigen. Die Stukas mit ihrem nervenzerfetzenden Sirenengeheul verbreiteten unter den feindlichen Soldaten und Zivilisten Angst und Schrecken. Kopfschüttelnd hörten wir, dass polnische Kavallerie mit gezückten Säbeln gegen deutsche Panzer angeritten sei.

Neben den Fliegern imponierten mir die Panzerleute mit ihren schwarzen Uniformen und dem feschen Barett. Fortan ging ich im Trainingsanzug zur Schule, auf dem Kopf eine nach hinten gezogene Baskenmütze, an der ich vorne einen Wehrmachtsadler (im Volksmund „Pleitegeier“) angebracht hatte. Panzerfahrer oder Stukaflieger werden - das war mein Traumziel. Und nachmittags spielten wir in den Rheinanlagen und den angrenzenden Straßen „Krieg“.

[Ein beliebter - und verbotener - Spielplatz war auch die „Reithalle“ in der Bismarckstraße. Der Hallenboden war mit einer dicken Schicht Sägemehl oder Sägespänen bedeckt. Man konnte sich also beim Hinfallen

1) Sturzkampfbomber

nicht wehtun. Nach Kriegsbeginn wurde die Halle zu einem „Reichsreifenlager“ umfunktioniert und für uns Kinder noch viel interessanter. Das Schönste aber war: die Reifen waren hoch aufeinander gestapelt. Wir kletterten da hinauf und dann ins Innere der Stapel. Wer beim Versteckspiel suchen musste, stand vor einer aussichtslosen Aufgabe. Was wussten wir denn schon von der Gefahr, dass so ein Stapel umkippen und uns zerquetschen könnte?!]

Verhältnismäßig kurz nach Kriegsbeginn heulten nachts die Sirenen. Erschreckt fuhren wir aus unseren Betten und rannten die Treppe hinunter in den Keller. Im Treppenhaus wurde laut geschrien: „Licht aus!“ Unten drängte sich die Hausgemeinschaft zusammen. Aus dem Parterre war es die Generalsfamilie; aus dem ersten Stock die Familie eines Direktors der „Hermann-Göring-Werke“ in Ransbach, mit deren beiden Töchtern meine Schwester befreundet war. Im zweiten Stock wohnte ein Oberregierungsrat mit seiner Frau und einem Dienstmädchen. Aus dem dritten Stock, der Mansarde, waren es schließlich ein Ehepaar und unsere Familie mit Mutters alter Tante Lina („Tedda“).

Wohl war niemandem zumute, denn wir hatten noch keinen richtigen Luftschutzkeller. Plötzlich sagte der Herr Oberregierungsrat mit dumpfer Stimme: „Ich höre Motorengeräusche!“ Erschreckt hielten wir den Atem an. Man konnte eine Stecknadel fallen hören. Aber es waren wohl doch keine Feindflugzeuge über Koblenz.

Wenige Jahre später wurde hinter vorgehaltener Hand heftig über den Generalfeldmarschall (später „Reichsmarschall“) Hermann Göring gewitzelt. Der hatte als Oberbefehlshaber der Luftwaffe behauptet, er wolle „Meier“ heißen, wenn auch nur *ein* Feindflugzeug in das Reichsgebiet einfliegen könne. Da hatte er schnell seinen Spitznamen weg: „Hermann Meier“.

Doch wehe, wenn man mit dem Falschen über „Hermann Meier“ sprach. Schon vorher hatten meine Eltern zur Vorsicht gemahnt: „Damit wir nicht ins ‚Konzertlager‘ kommen!“ „Konzertlager“ hörte sich harmlos an. Als Kind dachte ich, dass da Musik gemacht werde. Aber nach dem ungeklärten Tod des Pfarrers Paul Schneider aus Dickenschied/Hunsrück im „Konzertlager“ Buchenwald noch vor dem Krieg und nach den seltsamen Begleitumständen seiner Beerdigung war die Furcht meiner Eltern mit Händen zu greifen.

Nach Kriegsende erfuhr ich übrigens die Herkunft des zynischen Begriffs „Konzertlager“: in Auschwitz und anderswo hatte die - jüdische - „Lagerkapelle“ jeden Morgen beim Ausmarsch der Häftlinge zur Zwangsarbeit flotte Weisen zu spielen, ein Konzert im „Konzertlager“ eben.

In der folgenden Zeit wurde ein Kellerraum mit Vorrang zum „Schutzraum“ mit „Luftschleuse“ umgebaut. Diese „Luftschleuse“ sollte auch bei möglichen Gasangriffen zusätzlichen Schutz bieten. So gehörte auch eine von Hand zu betätigende „Luftpumpe“ dazu, mit der im Notfall gefilterte Frischluft in den Keller gepumpt werden konnte. Nun fühlten wir uns bei den vorwiegend nächtlichen Fliegeralarmen etwas sicherer. Mutter und Geschwister aber hatten ihre liebe Not mit mir: ich wurde einfach nicht wach. Alles Rütteln und Schreien half wenig. So wurde ich immer unten im Keller fertig angezogen und schlief auf einer Bank weiter.

Allmählich aber ging mir die Prozedur in Fleisch und Blut über: im Halbschlaf streifte ich meine Sachen über, den Trainingsanzug dazu, im Halbschlaf torkelte ich die Treppe hinunter in den Keller. Probleme machte uns auch Mutters Tante: mit ihren zweiundachtzig Lebensjahren war sie nicht mehr gut zu Fuß. Es dauerte quälend lange, bis sie die Treppe hinunter gegangen war. Im Laufe der Zeit aber prüften wir bei den seltenen nächtlichen Fliegeralarmen nur noch die Verdunkelungsrollos und legten uns wieder ins Bett. Das war bequemer.

[Kurz nach Kriegsbeginn mussten wir in der Nähe der „Festhalle“ mit ihren markanten Ecktürmen unsere „Volksgasmasken“ in Empfang nehmen. Ich bekam eine „Kindergasmaske“. Sie war wie alle anderen auch aus Gummi gefertigt. Vor dem Mund wurde der Filter festgeschraubt. In Höhe der Nase war das Ausatemventil, ein plattes Gummirüsselchen, dessen beiden Wände praktisch luftdicht abschlossen. Etwas Talkum oder ein anderes Puder sorgten dafür, dass es nicht völlig verklebte und man die Luft noch hinaus pusten konnte. Das ergab ein flatterndes, schnatterndes („unanständiges“) Geräusch, das mir viel Spaß machte. Darum wurde mir die Maske mit den Worten „Das ist kein Spielzeug!“ weggenommen.]

Bald gab es auch die ersten Lebensmittelkarten: eine Fleischkarte, eine solche für Brot, für „Nährmittel“ und sonstigen Bedarf. Die Monatsrationen waren zunächst „großzügig“ bemessen. Hunger litten wir noch

Erinnerungen

nicht. Allmählich erst gewöhnten sich die Händler an, beim Einkauf die Marken abzuschneiden und auf große Papierbögen zu kleben. Später kamen „Bezugsscheine“ für Kleidungsstücke, Schuhe usw. hinzu.

Nach dem Ende des „Polenfeldzuges“ war es relativ ruhig. Im Osten drohte keine Gefahr mehr. Alles konzentrierte sich mit gemischten Gefühlen auf die „Westfront“. Der erste Weltkrieg und die grausamen Blutopfer von Verdun waren noch nicht vergessen. Zunächst aber kam es im Westen nur zu gelegentlicher „Stoßtrupp- oder Spähtrupptätigkeit“. Die Franzosen sprachen im Blick auf diesen „Sitzkrieg“ vom „Drôle de guerre!“, vom „drolligen Krieg“. Im OKW-Bericht¹ des Reichsrundfunks war viel die Rede von den Heldentaten der „Ubootwaffe“.

„Sondermeldungen“ wurden eingeleitet mit der Fanfare aus den „Préludes“ von Franz Liszt und den Worten „Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt...“ und so in laufende Rundfunksendungen „eingebildet“. In der Wochenschau wurden die Helden und ihre Boote gezeigt, geschmückt mit Wimpeln in der Zahl der versenkten Schiffe. Anschließend kam das „Englandlied“ von Hermann Löns: „*Denn wir fahren, denn wir fahren, denn wir fahren gegen Engelland, Engelland!*“

Mindestens ebenso aufregend fand ich, dass in diesem ersten Kriegswinter am Himmel der „*Weihnachtsstern*“ sichtbar war: Jupiter und Saturn standen wie im Jahr von Christi Geburt dicht neben einander und sahen aus wie ein einziger, sehr heller Stern, der Stern von Bethlehem eben.

Heiß begehrt als Sammelstücke und Spielzeug waren damals übrigens die „WHW-Abzeichen“², Holzfigürchen aus dem Erzgebirge, Schiffs- und Flugzeugmodelle aus Bakelit³, bei uns Kindern begehrte Tauschobjekte. Man bekam sie, wenn man bei der Frühjahrs- oder Herbststraßensammlung Geld in die Sammelbüchse steckte.

Am Palmsonntag 1940 wurde mein Bruder in der Schloßkirche durch Pfarrer Winterberg konfirmiert. Meine Mutter meinte an diesem Tag erleichtert: „Gott sei Dank, dass er noch so jung ist! Da muss er wenigstens nicht auch in den Krieg!“ Was mein Bruder von diesem Stoßseufzer hielt, weiß ich nicht. Für mich kleinen Kerl war ohnehin amtlich, dass der Krieg bald vorbei ist. Wie bitterböse wir uns alle irrten!

Im Frühjahr ging es dann Schlag auf Schlag: Noch vor dem „Frankreichfeldzug“ war am 9. April eine weitere Front errichtet worden: deutsche Truppen marschierten in Dänemark und Norwegen ein. Sie kamen damit den Engländern um wenige Stunden zuvor (so wurde jedenfalls behauptet). Zerstörer der Kriegsmarine brachten zusammen mit Transportschiffen Gebirgsjäger unter General Dietl nach Norwegen. Sie gingen nach der Anlandung der Truppen mit den zehn Geleit-Zerstörern unter der Führung von Kommodore Bonte bei Narvik „in heldenhaftem Kampf gegen die feindliche Übermacht“ unter. Im Oslofjord sank unter dem Feuer norwegischer Küstenbatterien der schwere Kreuzer „Blücher“.

[Fortan kämpften die überlebenden Marinesoldaten („reitende Gebirgsmarine zu Fuß“) zusammen mit den Gebirgsjägern gegen eine Übermacht von Norwegern, Engländern, Franzosen und Polen um die „Erzbahn“, die wertvollstes Eisenerz von Kiruna in Schweden zum eisfreien Erzhafen Narvik transportierte. Dieses Erz wollte und musste die deutsche Führung haben. Zunächst aber wurden die Fjorde und die norwegischen Küstengewässer von britischen Kriegsschiffen beherrscht. Doch auch hier war schließlich die „Großdeutsche Wehrmacht“ - zunächst - siegreich.]

Am 10. Mai 1940 überschritt sie die „Westgrenzen des Reiches“. Die neutralen Länder Luxemburg, Belgien und Holland wurden völkerrechtswidrig überrannt. Offenbar waren sie auf diesen Angriff nicht vorbereitet. Die neuartige Fallschirmjägertruppe der Luftwaffe „eroberte im Handstreich“ das zur belgischen Festung Lüttich gehörende Fort Eben-Emaël über den Steilufern des „Albert-Kanals“ und machte so den Weg frei für eine „Sichelbewegung“ nach Frankreich hinein.

Damit wurde die gefürchtete „Maginotlinie“ der Franzosen zunächst einfach umgangen, später auch durchbrochen. Ihre berühmt-berüchtigten Bunker mit den versenkbaren Panzerkuppeln waren den Stuka-

1) OKW = „Oberkommando der Wehrmacht“. Der „OKW-Bericht“ kam immer in den Rundfunknachrichten.

2) „WHW“ = „Winterhilfswerk des deutschen Volkes für bedürftige Volksgenossen.“

3) Der erste mir bekannte „Kunststoff“.

Angriffen und dem gezielten Artilleriebeschuss nicht gewachsen. In Trier, so hieß es, sei der Kanonendonner aus Lothringen hören.

[Deutsche Pioniere setzten sie zudem mit „geballten“ und „gestreckten“ Ladungen oder den gefürchteten Flammenwerfern unter großen eigenen Opfern außer Gefecht. Erstaunt sahen wir Volksgenossen dann in der „Wochenschau“ im Kino die umfangreichen unterirdischen Festungsanlagen mit langen Tunnels von Panzerkuppel zu Panzerkuppel, durch die kleine elektrische Bahnen fuhren.]

Unerwartet schnell standen deutsche Panzer in Abbéville. Danach begann auch die Tragödie von Dünkirchen: das britische „Expeditionskorps“ rettete sich unter dem Hagel deutscher Bomben und Granaten auf Schiffe und zurück nach England. Die meisten französische Soldaten mussten zurückbleiben! Der Strand von Dünkirchen war übersät mit zurückgelassenem Material und vielen Toten. Der „Führer“ soll wie nach dem „Polenfeldzug“ gesagt haben: „Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen!“

Am 22. Juni war der „Frankreichfeldzug“ beendet. Im Wald von Compiègne musste Marschall Pétain für die Franzosen in dem gleichen Eisenbahnwaggon die Kapitulationsurkunde Frankreichs unterzeichnen, in dem 1919 der deutsche Botschafter von Brockdorf-Rantzau seine Unterschrift unter den „Versailler Schandvertrag“ setzen musste. Die Rache war geglückt, die Schmach von damals getilgt.

Alles tatsächliche (!) Leid unter der französischen Besatzung im Rheinland nach dem ersten Weltkrieg und in der „Separatistenzeit“ fand nun seine „gerechte Sühne“. Ich erinnere mich noch gut an Mutters Genugtuung, die keine guten Erinnerungen an die „Separatisten“ hatte: die Franzosen hatten sich im Zusammenhang mit der Gründung einer vom Reich losgelösten „Rheinischen Republik“ sehr unbeliebt gemacht, zumal ihre deutschen Helfershelfer („Separatisten“) teilweise übles Gesindel waren.

[Am „Tag der Wehrmacht“ im Sommer 1940 gab es billig Erbsensuppe aus der Gulaschkanone. Der Erlös war für das WHW bestimmt. Wir konnten in einem französischen Beutepanzer herum klettern und betrachteten schauernd die kantigen französischen Bajonette und andere „Beutewaffen“, die den unseren „selbstverständlich“ völlig unterlegen waren. Dann verschoss ich für ein paar Pfennige einige Platzpatronen aus einem Zwilling-MG. Mein Bruder schüttelte über diesen Unsinn den Kopf.]

Nach der Kapitulation Frankreichs feierten wir in der „Hausgemeinschaft“ den Sieg. Sektkorken knallten. Es gab für die Erwachsenen Erdbeerbowle mit Alkohol, für uns Kinder ohne. Durch das nahe Kriegsende waren wir alle irgendwie beschwipst. Die Verdunkelungsrollen blieben oben. Was konnte nun noch geschehen? Spät gingen wir zu Bett.

Plötzlich wurden wir wach. Die Flak schoss. Leuchtspurmunition zog ihre Streifen durch den nächtlichen Himmel. Scheinwerfer suchten nach Feindflugzeugen. Nur jetzt kein Licht machen! Im Schlafanzug rannten wir in den Keller. Dort erst zogen wir uns wie alle anderen auch richtig an. Wenig später kam die Entwarnung. Es war wie ein böser Traum. Vielleicht wollte ein englischer Flieger unsere Siegesfeiern stören. Sie kamen ja ohnehin nur nachts, die Piloten der RAF¹.

Am nächsten Tag hieß es, in der Nähe des Bahnhofs seien Bomben gefallen. Aber wir konnten nichts Aufregendes entdecken. Nur ein Dachstuhl in der Bahnhofstraße gegenüber dem hohen Bahndamm sah so aus, als hätte er gebrannt. Allerdings waren schon Anfang Juni einige Häuser in Ehrenbreitstein getroffen worden.

Wir dachten nach der Kapitulation Frankreichs, nun sei die Eroberung des britischen Insel an der Reihe, und dann gäbe es endgültig Frieden. Doch die erwartete Invasion Englands kam und kam nicht. Gerüchte machten die Runde. Statt dessen wurden andere „Kriegsschauplätze“ aufgetan: so hatte uns der verrückte „Duce“ Benito Mussolini aus Italien in ein Abenteuer auf dem Balkan hineingezogen. Nach den Siegen des „größten Feldherrn aller Zeiten“ (Spotname: „GRÖFAZ“) Adolf Hitler wollte Mussolini nicht zurückstehen und schickte seine Truppen gegen die griechische „Metaxa-Linie“. Das ging schief. Die deutsche Wehrmacht musste den Italienern aus der Patsche helfen. Spottliedchen machten unter uns die Runde: „Avanti, Galoppi! Wir reiten hoppi-hoppi. Wir reiten Bravouri, wenn's sein muss, auch retouri ...“

1) Royal Air Force

Erinnerungen

Fallschirmjäger wurden über Kreta abgesetzt und eroberten unter schweren Verlusten diese griechische Insel. Von dort aus wäre es für britische Bomber nicht weit zu den wichtigen Ölquellen in Ploesti (Rumänien) gewesen.

Im „KOBLENZER GENERALANZEIGER“ und im „NATIONALBLATT“ der NSDAP¹ mehrten sich Todesanzeigen mit dem „Eisernen Kreuz“. „In stolzer Trauer“ kündeten Hinterbliebene vom „Heldentod“ eines Familienmitgliedes „für Führer, Volk und Vaterland“. Mutter aber zitterte um Vater, obwohl er sich eigentlich mit dem Divisionsstab im „sicheren Hinterland“, in der „Etappe“ aufhielt.

[Ursprünglich wollte ich wie ja mein Großvater Lokomotivführer werden. Jetzt dehnten sich meine Berufswünsche über „Stukaflieger“ und „Ubootfahrer“ auf „Fallschirmjäger“ aus. Mit meinem Bruder sah ich im Kino den Film „STUKAS“ mit Carl Raddatz als Geschwaderkommodore in der Hauptrolle. Aufgeregt rutschte ich auf dem Klappsitz herum, wenn er an der Spitze seines Geschwaders zum Sturzangriff ansetzte. Noch heute sehe ich vor meinen Augen die Geschwaderfahne schräg am Rande des Flugfeldes im Boden stecken, rechts und links ein Posten mit Stahlhelm.]

Die „Kulturfilme“ im Beiprogramm der Kinos wurden als notwendiges Übel abgehakt. Interessant wurde es, wenn die Fanfaren ertönten „DIE DEUTSCHE WOCHENSCHAU“, im Vorspann der von Scheinwerfern umspielte Reichsadler. Vor allem die Flugaufnahmen ließen mein Bubenherz höher schlagen, wenn beim Kurvenflug plötzlich der Horizont zur Seite wegkippte. Mein Bruder meinte allerdings, diese sähe in Wirklichkeit vom Flugzeug aus nicht ganz so aufregend aus. Er musste es wissen. Schließlich war er inzwischen bei der „Flieger-HJ“ und lernte Segelfliegen.

Im Film bekamen wir auch die „Luftschlacht um England“ mit. Schaurig schön waren die Wochenschauaufnahmen vom brennenden Coventry und den Londoner Docks, aufregend die Luftkämpfe mit den Spitfires und Hurricanes. Eins der Kriegsheftchen meines Bruders war betitelt „Bomben auf Coventry“. Irgendwann *mussten* doch die Engländer klein begeben; als „jüdische Plutokraten“ und „perfides Albion“ wurden sie von der Propaganda beschimpft!

Im Radio dudelten mitreißende Marschlieder: „*Hört ihr die Motoren singen: Ran an den Feind! Hört ihr's in den Ohren klingen: Ran an den Feind! Bomben, Bomben, Bomben auf Engelland!*“ Oder „*Es blitzen die stählernen Schwingen. Es brausen und donnern im Takt die starken Motoren, sie singen das Lied, das im Herzen uns packt. Bei uns wird nicht lange gefackelt. Wir haben den Tommy versohlt. Die stolze Maschine, sie wackelt, wackelt: den Feind hat der Teu-heufel geholt.*“ (Ich kann diese Lieder leider teilweise noch heute!)

Immer mehr Länder in Europa und schließlich in Nordafrika wurden in der Krieg hineingezogen. Nachdem die Italiener - sie waren in diesem Krieg wie auch Japan als „Achsenmächte“ auf unserer Seite - in (Nord-) Afrika einen weiteren Kriegsschauplatz aufgetan hatten, erging es ihnen dort ähnlich wie auf dem Balkan. So landete General Rommel im Februar 1941 zu ihrer Unterstützung mit dem „Afrikakorps“ in „Tripolitanien“.

Am 22. Juni 1941 griffen die deutschen Truppen genau 129 Jahre nach Napoleons Einmarsch in Russland trotz des „Nichtangriffspaktes“ die Sowjetunion an. Es sollte den „bolschewistischen Untermenschen“ an den Kragen gehen. Als meine Mutter im Parterre den General traf, meinte der: „Ihnen kann ich das ja sagen, Frau Stüber, nun ist der Krieg verloren! Wir haben nichts aus der Geschichte gelernt!“

Aber zunächst sah es anders aus: in vielen „Kesselschlachten“ wurde die „Rote Armee“ erbarmungslos zusammengeschlagen. Die Wochenschau zeigte unübersehbare Scharen von Gefangenen, die zerlumpt, verdreckt und vom Grauen gezeichnet in die Gefangenschaft zogen. Vor allem wurden *die* Gesichter in Großaufnahme gezeigt, die die Behauptung zu stützen schienen, bei den „Bolschewiken“ handele es sich nicht um Menschen, noch nicht einmal um Tiere, um „Untermenschen“ eben.

Als dann Deutschland im Dezember auch noch den Vereinigten Staaten von Amerika den Krieg erklärte, wurde die Stimmung gedrückt. Kommentar des Generals im Parterre: „Ein Wahnsinn, für den wir alle bezahlen

1) NSDAP = „National-Sozialistische-Deutsche-Arbeiter-Partei“.

werden!“ Er sollte recht behalten. Aber zunächst war alles noch weit weg. Und schlechte Nachrichten wurden ja systematisch unterdrückt. Die „Erfolge“ des „GRÖFAZ“ blendeten die meisten Deutschen.

Irgendwann in den ersten Kriegsjahren sah ich übrigens auf dem Balkon des schräg gegenüberliegenden Eckhauses Moltkestraße - Bismarckstraße einen Mann mit gestreiftem „Kopftuch“ und Lederriemen um Stirn und Arm. Er beugte den Oberkörper vor und zurück. „Was macht denn der da?“ fragte ich Mutter. „Das ist ein Jude, der betet.“ war die Antwort. Seitdem schaute ich immer wieder hinüber. Eines aber Tages waren diese Juden nicht mehr da. Niemand konnte mir Genaueres sagen. Wir spürten aber irgendwie, dass etwas Schreckliches im Gange war. Nur eine „Umsiedlung“? In dem nun leeren Haus schräg gegenüber aber ließen sich die „Braunen Schwestern“ der „NS-Frauenschaft“ nieder.

Vater - er war längst von seiner Bank „uk-gestellt“¹ worden - erzählte nichts vom Krieg und war überhaupt sehr schweigsam. Manchmal kam er auch jetzt nicht nach Hause. Dann kam Frau Winterberg, die Frau unseres „Bekennnispfarrers“², zu meiner Mutter. Beide waren sehr unruhig. Ich hörte nur die rätselhaften Worte: „Die sind wieder im ‚Vogelsang‘“³! Auch kamen seltsame Männer, die irgend etwas bei uns suchten. Viel später erfuhr ich, dass die Gestapoleute⁴ die Mitglieiderkartei und die Mitgliedsbeiträge der „Bekennenden Gemeinde“ suchten.

Mich hatten sie bei ihrer Suche zum Glück nichts gefragt. Eine unbestimmte Furcht vor irgend etwas ergriff mich und verschloss mir zugleich den Mund, weil meine Eltern eisern und abweisend schwiegen. Auf meine Fragen gab es nur eine Antwort: „Halt ja den Mund, sonst kommen wir alle weg!“ Das wollte ich nicht, weil es so furchterregend klang.

[Irgendwann in diesen Jahren (1940 oder 1941?) wurde der Schuljahresbeginn auf Herbst umgestellt. Warum, weiß ich nicht. Irgendeine Begründung hatten die „Oberen“ sicherlich. So mussten wir bis zu den Sommerferien auf unsere Versetzung warten. Aber ich war nun kein „I-Dötzchen“ mehr, sondern ein „Zweitklässler“.]

Noch fühlten wir uns relativ sicher vor Luftangriffen, trotz der schlimmen Berichte aus dem Ruhrgebiet und den Großstädten des Westens. Allmählich machte sich aber ein gewisser Mangel bemerkbar. Er war noch nicht schwer. Aber es war nicht zu übersehen: alles wurde in „kriegswichtige Produktionen“ gesteckt.

Die Lebensmittelkarten wurden „handlicher“, weil kleiner. Es gab auch kaum noch etwas „unter der Theke“ oder „ohne“ (Marken). Vieles war nur noch „Ersatz“: Kaffee-Ersatz, Rum-Aroma (statt Rum) und Vanille-Aroma zum Backen, „Kunsthonig“ und andere Produkte wohl auch aus den Labors des IG-Farben-Konzerns. Bruder Fritz behauptete, bei IG-Farben in Hoechst werde an „künstlicher Butter“ aus Kohle gearbeitet. Es sei aber noch nicht so weit.

Der erste Russlandwinter aktivierte die Ortsgruppen der NSDAP: Für die Landser an der Front mussten Socken, Pullover, Pulswärmer und Gesichtsschützer gestrickt werden. Vorhandene Ski waren abzuliefern. Die Volksgenossen lieferten pflichtgemäß warme Kleidungsstücke und Pelze bei den Sammelstellen ab. Denn es wurde Schlimmes über den russischen Winter berichtet.

Die Wochenschauen im Kino ließen einiges ahnen: meterhohe Schneewehen, Schneesturm, Gesichter mit eisverkrusteten Bärten, dazu markige Sprüche über den deutschen Landser. Damals wurde eine neue Auszeichnung verliehen, eine Medaille, die im Volksmund „Gefrierfleischorden“ genannt wurde. Auch in Koblenz tauchten Träger dieses „Ordens“ auf. Sie machten einen recht abgebrühten oder aber „kaputten“ Eindruck.

[So vergesse ich nie eine Dampferfahrt nach Rudesheim. Für mich war das immer aufregend. Interessanter als die mittelhheinische Burgenlandschaft fand ich den Anblick der riesigen, dampfgetriebenen und öglänzenden Pleuelstangen, die sich immer schneller hin und her bewegten und die Schaufelräder antrieben. Das „Tschiumm“ klingt heute noch in meinen Ohren. Warmer Öldunst stieg mir in die Nase. Bei der Hinfahrt waren wir auf einem „Köln-Düsseldorfer“, der grau gestrichenen „Weißen Flotte“ unterwegs.

1) „unabkömmlich“

2) „BK“ = Bekennende Kirche. Sie arbeitete z.T. im Untergrund.

3) Eine Koblenzer Straße, in der sich das Gebäude der Gestapo befand.

4) „GeStaPo“ = Geheime Staatspolizei.

Erinnerungen

Die Rückfahrt geschah an Bord eines „Niederländers“, unten grün, oben weiß und der Schornstein schwarz gestrichen. Im Krieg waren, wenn ich mich recht erinnere, die etwas altmodischeren Schiffe der „Niederländer-Dampfschiffahrt“ wohl als „Beutestücke“ der „Weißen Flotte“ einverleibt. Es waren zwar noch Holländer an Bord, aber wahrscheinlich unter deutschen Kapitänen.

Jedenfalls gab es bei der Rückfahrt nach Koblenz Ärger. Einige angetrunkene Fronturlauber und genesende Verwundete, teils mit „Gefrierfleischorden“¹, grölten laut: „*Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Im Winter geht's rückwärts, und vorwärts im Mai.*“ (Die verballhornte Form des Schlagers „*Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Auf jeden September folgt wieder ein Mai.*“) Der Kapitän kam und redete den Soldaten eindringlich zu, dieses Lied nicht mehr zu singen und sich überhaupt etwas ruhiger zu verhalten.

Ob sie in Koblenz an der Anlegebrücke „abgeholt“ wurden, weiß ich nicht. Die Stimmung an Bord aber war recht betreten. Es stimmte ja auch: nach dem raschen Vormarsch im Sommer wich die deutsche Front in Russland - angeblich wetterbedingt - zurück; nach dem Ende der Schlammperiode aber kam es wenigstens stellenweise wieder zum „Vormarsch“.]

Wir konnten das Kriegsgeschehen gut verfolgen: in unserem Flur hing eine große Karte aller Kriegsschauplätze in Europa und Afrika. Vater steckte Nadeln mit Fähnchen an die Orte, die im Wehrmachtsbericht erwähnt wurden. Mein Bruder verband sie mit einer roten Schnur. An den Löchern in der Karte war zu erkennen, wo die Fähnchen vorher gesteckt hatten. Eins wurde klar: die Zeit der raschen Erfolge war vorbei.

Und der Mangel? Auch hier hatte der Volksmund Schlager „umgedichtet“, die ich dann brühwarm von meinem Bruder lernte. Die Schlager kamen fast jeden Sonntag im „Wunschkonzert“ unter dem Motto: „Die Heimat grüßt die Front - die Front grüßt die Heimat.“ U.a. sang Lale Andersen das unvergessliche Lied von der „Lili Marleen“. Später wurde es m.W. verboten, weil auch die feindlichen Soldaten in ihrer Sprache dieses Lied sangen!?

Der Koblenzer Volksmund also sang nun frei nach „Lili Marleen“: „*Schweinefleisch ist teuer, Ochsenfleisch ist knapp, da geh'n wir bei den Hillesheim² und kaufen uns Trapptrapp. Alle Leute sollen sehn, wenn wir beim Hillesheim Schlange steh'n für eine Mark und zehn!*“ Mit solchen „Umdichtungen“ gängiger Schlager war der Reiz des Verbotenen verbunden. Daher waren sie für mich schließlich interessanter als die zackigen Märsche, Luftwaffenlieder und das „Englandlied“.

Schön war, dass um die Weihnachtszeit unsere elektrische Märklineisenbahn Spur 0 aufgebaut wurde. Das besorgte mein Bruder. [Die Weichen mussten von Hand umgestellt werden. Geschah das nicht, kam es prompt zu einer Entgleisung. Wir hatten auch noch eine alte „Uhrwerklok“, die mit einem Schlüssel aufgezogen werden musste. Besser aber war eben die elektrische Lok mit einer Glühbirne vorne, die im dunklen Zimmer mit ihrem Schein zeigte, wo sich der Zug gerade befand.] Noch besser war die H0-Bahn der Generalskinder. Sie hatte schon elektrisch gesteuerte Weichen und Signale, die den Zug beeinflussten. Oft saßen wir stundenlang zusammen auf dem Boden und spielten damit.

Mit den beiden Gefährten aus dem Erdgeschoss unternahmen wir auch manche Wanderung. Einmal fuhren wir mit Rücksicht auf uns beiden „Kleinen“ mit dem Triebwagen³ nach Bad Ems. Dort durften wir zuschauen, wie die beiden großen Brüder zusammen ein Paddelboot mieteten und damit auf der Lahn herum paddelten. Anschließend gingen wir über die „Denzer Heide“ und die Schmittenhöhe zu Fuß zurück.

Eine andere Wanderung führte von Braubach über Dachsenhausen im Taunus ebenfalls nach Bad Ems. Ich glaube heute noch das Summen des Windes in den Telegrafendrähten längst der Straßen zu hören. Das Geld für eine Bahnfahrt sparten wir uns oft: wir hatten dafür bessere Verwendung. Wir gingen entweder den Hin- oder Rückweg zu Fuß und gönnten uns vom Ersparten eine Flasche Rhenser Sprudel.

Eines Tages - ich weiß das Jahr nicht mehr - herrschte große Aufregung in der Stadt: der Führer kommt! Auf einem Köln-Düsseldorfer sollte er den Rhein befahren. Wir Schulkinder standen geschlossen auf dem

1) Ein besonderes „Verwundetenabzeichen“, (damit sie wenigstens *einen* Orden hatten).

2) Stadtbekanntes Koblenzer Pferdemetzgerei.

3) Ein akkugetriebenes Fahrzeug, dessen zwei Hälften identisch waren: sie hatten vorn und hinten eine „Schnauze“ wie die berühmte Schweizer E-Lok „Das Krokodil“. Beim Halt auf Bahnhöfen summten und brummt sie lautstark. Wahrscheinlich weil die Akkus aufgeladen wurden.

Leinpfad¹ beim Schloss „Spalier“, kleine Hakenkreuzfähnchen aus Papier in der Hand. Nach langem Warten der Ruf „Er kommt! Er kommt!“ Aufgeregt reckten wir unsere Hälse.

Da kam der Dampfer „Goethe“. Ein paar Menschen sahen wir auf Deck. Es war aber niemand zu erkennen. Dennoch schwenkten wir wie die Wilden unsere Fähnchen und schrieten aus Leibeskräften „Heil! Heil! Heil Hitler!“ Zu Hause erzählte ich dann stolz: „Heute habe ich den Führer gesehen!“ Ich war enttäuscht, dass Eltern und Geschwister meine Begeisterung nicht teilten.

Am 6. April 1942 kam der zweite Schock seit 1940: eines Nachts - wir lagen trotz Fliegeralarms im Bett - krachte es laut. Schnell rannten wir in den Keller hinunter und zogen uns dort an. Anderen ging es ebenso. Am nächsten Tag hörten wir, in der Schloßstraße seien Bomben gefallen und hätten das Schloßcafé getroffen. Es hatte Tote gegeben. In der gleichen Nacht gab es einen schweren Bombenangriff auf Köln.

Im Juli wurde am hellen Nachmittag vor den Augen vieler Spaziergänger auf dem Rhein derselbe Dampfer der „KÖLN-DÜSSELDORFER“ von Bomben getroffen. Er konnte noch mit eigener Kraft an der Rheinwerft anlegen. An Bord gab es Verletzte. In der Zeitung stand wohl nichts darüber. Der KOBLENZER GENERALANZEIGER ermahnte die Bevölkerung lediglich, die Sirenensignale ernster zu nehmen. Das taten wir dann auch.

[Die Straßenbeleuchtung war längst abgeschaltet. In bestimmten Abständen waren die Bordsteinkanten mit phosphoreszierender „Leuchtfarbe“ gestrichen, um Unfälle in der Dunkelheit zu vermeiden. Als Fußgänger trugen wir „Leuchtplaketten“, die ebenfalls phosphoreszierten, wenn sie vorher dem Licht etwa einer Taschenlampe ausgesetzt waren. Waren sie nicht mehr hell genug, wurden sie kurz angestrahlt, dann schimmerten sie wieder. Die Scheinwerfer der wenigen Autos waren bis auf einen schmalen Schlitz zugeklebt. „Luftschutzwar-te“ achteten darauf, dass in den Häusern ihres Bereiches die Verdunkelung lückenlos funktionierte. Wenn nicht, riefen sie laut: „Licht aus!“]

Im Sommer 1942 zogen wir von der Moltkestraße in die Poststraße, in eine Dienstwohnung der Dresdner Bank. Das war für uns eine enorme Verbesserung: wir hatten ein richtiges Bad mit einem Kohlebadeofen und einer riesigen Wanne mit Brause. Alles lag im Hinterhaus. Aber das große Wohnzimmer zur Clemensstraße hin gab den Blick zur Neustadt mit der Deutschen Bank gegenüber der Pfaffendorfer Brücke am Kaiser-Wilhelm-Ring² frei. Und der Clou: wir hatten ein [Dienst-] Telefon der Dresdner Bank.

Der Umzug in die Poststraße zog auch einen Schulwechsel nach sich: statt zur Schenkendorffschule musste ich jetzt zur Kastorschule in der Altstadt. Meine ehemaligen Kameraden hänselten mich: „Ätsch, jetzt musst du mit den ‚Kastorgässern‘ in die Schule!“ Die „Kastorgässer“ waren ihrer Prügeleien verrufen.

An möglichst jedem Samstagabend saßen wir vor dem Radio und warteten auf den „Kommentar der Woche“. Wenn die Ansagerin sagte: „Es spricht Hans Fritzsche“ wurde es mäuschenstill in unserer Küche. Fritzsche schlug gelegentlich auch ernste Töne an, zum Beispiel nach dem „Fall“ von Stalingrad Ende Januar 1943, das alles gewiss nicht ohne Wissen und Genehmigung des Reichspropagandaministers Josef Goebbels. So waren Fritzsches Kommentare eine wichtige Informationsquelle, sofern man zwischen den Zeilen lesen bzw. hören konnte.

Anschließend aber kam stets das Lied „*Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern. Keine Angst, keine Angst, Ros'marie. Wir lassen uns das Leben nicht verbittern. Keine Angst, keine Angst, Ros'marie! Und wenn die ganze Erde beb, und die Welt sich aus den Angeln hebt: das kann doch einen Seemann nicht erschüttern...*“

Dieses Lied machte den Realisten und Kennern klar, wie es in Wirklichkeit um „Großdeutschland“ stand. Es sollte zusammen mit aufmunternden Worten am Ende des Kommentars die Hoffnung wachhalten, dass trotz aller Rückschläge der Krieg gut ausgehen würde. Zudem gab es Gerüchte über neue Waffen. Der Werksdirektor aus der Moltkestraße erzählte uns im Vertrauen von einer „neuen, fürchterlichen Waffe“³, an der

1) Überrest aus der Zeit, als die Schiffe noch „getreidelt“, d.h. von Pferden flussaufwärts gezogen wurden.

2) Jetzt: „Friedrich-Ebert-Ring“.

3) War damit die deutsche „Atombombe“ gemeint?

Erinnerungen

insgeheim in anderen „Hermann-Göring-Werken“ gearbeitet werde und die „alles Bisherige in den Schatten“ stellen würde.

Im August 1942 fielen nachts Bomben auf Neuendorf und Wallersheim. Für Schaulustige waren die Gebiete abgesperrt, auch um Plünderungen zu vermeiden. In den Wehrmachtsberichten wurde von „Terrorangriffen der anglo-amerikanischen Luftgangster auf die wehrlose Zivilbevölkerung“ gesprochen. Darüber waren wir sehr erbost, hatte doch *unsere* Luftwaffe immer nur „militärische Ziele“ angegriffen. Wir wussten ja nicht, dass der Luftangriff der „Legion Condor“ auf das spanische Guernika und die Angriffe der Luftwaffe auf Rotterdam (1940), London und Coventry ebensolche Terrorangriffe waren! Hätte man es uns gesagt, wir hätten es nicht glauben wollen. Denn: „Deutsche tun so etwas nicht!“ Nach dem Krieg erfuhren wir dann, wozu Deutsche leider fähig waren.

Eins vergesse ich nicht: in unserer Klasse war ein Zigeunerjunge mit lockigem, schwarzem Haar. Meist verzogen wir uns alle in der großen Pause zu dem Geländer oberhalb der Rheinwerft, an dem der „Kastorhof“, unser Schulhof, neben dem Kastordom endete. Dort schauten wir bis zum Läuten der Schulglocke den Schiffen zu. Eines Morgens schaute sich der Zigeunerjunge vorsichtig um. Aber kein Lehrer war in der Nähe. Eilig erzählte er uns: „Irgendwann komme ich nicht mehr in die Schule. Wenn das passiert, hat man uns nachts abgeholt. Dann werden wir umgesiedelt und kommen nie wieder!“

Da war wieder das Wort: „abgeholt“. Es ließ uns vor Schreck erstarren und verschloss unsere Lippen. Und in der Tat: eines Morgens war er nicht mehr da, der von uns geschätzte Zigeunerjunge. Am Geländer flüsterten wir uns schreckensbleich zu: „Jetzt hat man die abgeholt!“ Wohin und Wozu, und wo waren auch die Juden? Ich fragte meine Eltern. Sie konnten mir nichts Genaues sagen. „Umgesiedelt in den Osten“? „Konzertlager“?

Im Frühjahr 1943 wurde der Wechsel zur „Höheren Schule“ fällig. Die Frage war: humanistisches oder Realgymnasium? Dem (humanistischen) „Kaiserin-Augusta-Gymnasium“, das schon Vater und Onkel besucht hatten, war ein „Realprogymnasium“ angegliedert. Das „Familienrat“ meinte, ich sei für den humanistischen Zweig der Schule nicht geeignet. Trotz Prüfungsangst bestand ich die „Aufnahmeprüfung“ und kam zu den „Reälern“. Dennoch war ich stolz, ein „Augustaner“ zu sein, wie Vater, Onkel und Bruder.

Mit zehn Jahren musste ich auch zum „Deutschen Jungvolk“. Wir wurden in einem Klassenraum der Kastorschule „erfasst“. Ich schlug vor meinen künftigen Führern so zackig mit „Deutschem Gruß“ die Hacken zusammen, dass ich beinahe hingefallen wäre. Alles lachte, und ich schämte mich in Grund und Boden. Ich wollte doch alles richtig machen!

Stolz trug ich mittwochs und samstags am Nachmittag meine „Kluft“ (Uniform). Sie war noch nicht vollständig: der Schulterriemen durfte noch nicht getragen werden, ebenso wenig ein „HJ-Schiffchen“. Man brachte uns das Antreten („In Linie zu drei Gliedern angetreten, marsch-marsch!“) und das Marschieren im Gleichschritt bei. Nebenher marschierte ein „Jungzugführer“ mit grüner Schnur als Dienstgradabzeichen, oder auch nur ein „Jungenschaftsführer“ mit rotweißer Schnur, und kommandierte: „Links, zwo, drei vier! Seitenrichtung! Vordermann!“.

Zur Uniform gehörte neben dem Braunhemd eine schwarze Manchesterkniehose mit Koppel. Auf dem Koppelschloss stand rund um das HJ-Abzeichen „Blut und Ehre“ („Blut- und Leberwurst“ machten wir bald daraus). Am linken Hemdsärmel trugen wir über der weißen „S-Rune“ auf rundem, rotem Grund das schwarze „Gebietsdreieck“ mit der Aufschrift „West - Moselland“. Ein schwarzes „Dreieckstuch“ kam unter den Hemdkragen und wurde vor dem Hals durch eingeflochtenen Lederknoten gezogen. Durch das rechte Schulterstück wurde der schwarze, lederne Schulterriemen gezogen und am Koppel an Schlaufen mit Ösen eingehakt. Am braunen „Schiffchen“ war ein HJ-Abzeichen angenäht, ein rotweißer Rhombus mit schwarzem Hakenkreuz in der Mitte. Dieses Abzeichen gab es auch als Anstecknadel für den Jackenkragen bzw. für die schwarze Skimütze mit festem Mützenschirm.

Nach der „Grundausbildung“ sollten wir „verpflichtet“ werden. Erst danach durften wir, wie die Soldaten, die vollständige Uniform tragen. Eines Tages im Frühsommer wurde ich als guter Läufer und Weitspringer mit anderen dazu ausersehen, unser Fähnlein beim „Bannsportfest“ an einem Sonntag im Stadion Oberwerth zu

vertreten. Anschließend sollte unsere „Verpflichtung“ stattfinden. Die Wettkämpfer durften bereits samstags zum Training die komplette Uniform tragen, mit Schiffchen und Schulterriemen. Toll!

Die Eltern hintertrieben aber meine Teilnahme am Sonntag sehr geschickt. Sie wollten wohl nicht, dass ihr Jüngster eine Art „Gelöbnis“ auf „Führer, Volk und Vaterland“ ablegte. Schon immer war es mein sehnlichster Wunsch, zur Fleckertshöhe bei Boppard zu kommen, mit ca. 530 m der höchste Berg im Mittelrheingebiet. Mein Bruder hatte mir die Ohren voll geschwärmt, wie schön es dort sei und wie prima man da Modellflugzeuge fliegen lassen könne.

Zurück vom Stadion Oberwerth wurde ich also am Samstagabend von Vater vor die Wahl gestellt: „Morgen fahren wir zur Fleckertshöhe! Du kannst natürlich auch zum Bannsportfest gehen, aber das du musst selbst entscheiden!“ Nach langen inneren Kämpfen entschied ich mich für den Ausflug. Wahrscheinlich hatte ich zum nächsten „Antreten“ am Mittwochnachmittag irgendeine triftige Entschuldigung für mein Fehlen mitgebracht, denn die angedrohten schlimmen Folgen blieben aus. Es wurde nur ein wenig geschimpft, dass meine sportlichen Leistungen in der Bilanz des „Fähnlein 5 - Altstadt“ fehlten.

In diesem Jahr kam es zu den schweren Luftangriffen auf Hamburg und Wuppertal. Hamburg musste schlimm gewesen sein, aber im Rheinland hörten wir mehr über den Angriff auf Wuppertal. Schreckliche Dinge erzählte man sich: brennende Menschen seien im aufgeweichten, brennenden Asphalt der Straßen stecken geblieben und bei lebendigem Leibe verbrannt. Andere, die sich in die Wupper gerettet hatten, seien mit Bordwaffen beschossen worden. Damit wurde systematisch unser Hass auf die feindlichen Bomberpiloten, die „Terrorflieger“, geschürt. Und immer noch dachten wir: „*Deutsche* Soldaten tun so etwas nicht!“

Wegen der unübersichtlichen Einflüge einzelner Feindflugzeuge wurde der „Voralarm“ eingeführt: ein zweimal unterbrochener Dauerton (wie der heutige „Feueralarm“). Der „Voralarm“ - offiziell „Öffentliche Luftwarnung“ genannt - bedeutete: es können jederzeit Feindflugzeuge ohne lange Vorwarnzeit auftauchen! War dies der Fall, dann gab es schnell „Vollalarm“ (ein eine [?] Minute langer, auf- und abschwellender Heulton). Bei Voralarm mussten die Schulklassen bereits geschlossen die Luftschutzräume aufsuchen.

[Unsere Lehrer auf dem Gymnasium trugen fast alle ein „Bonbon“¹, waren aber meist keine fanatischen Nazis. Nur zwei fielen aus dem Rahmen: unser Zeichenlehrer trat immer als „Goldfasan“² auf: Braunhemd mit schwarzer Krawatte und Hakenkreuzarmbinde, an kalten Tagen eine braune Jacke mit Kragenspiegeln und Hakenkreuzarmbinde, braune Pritchesohse, Koppel, Schulterriemen, schwarze oder braune Reitstiefel und eine braune Schirmmütze mit dem „Pleitegeier“ und schwarzweißroter Kokarde.

Der Musiklehrer trug diese Uniform zwar nur zu besonderen Anlässen, dann aber auch voller Stolz und Selbstbewusstsein. Er hieß Heinrichs und hatte irgendwann den Spitznamen „Heino“³ bekommen. Sein Markenzeichen waren die Schläge mit dem großen Aulaschlüssel auf den Hinterkopf begriffsstutziger Schüler, begleitet von den Worten „Du Köbes! Du Klabautermann!“ „Heino“ verdanke ich unsägliches „Liedgut“, das er uns vor allem zu Führers Geburtstag am 20. April 1944 buchstäblich eingebläut hatte, und das wir als Schulchor ein- oder mehrstimmig beim Festakt in der Aula singen mussten, zum Beispiel:

„Immer, wenn wir zusammentreten, immer wenn die Standarten beten für Führer und Volk, für Ehre und Recht, ruft dich das ganze, das deutsche Geschlecht: Führer, schreite voran! Führer, trage die Fahne voran, die Fahne für Freiheit, für Ehre und Ruhm, denn die Fahne ist unser Heiligtum. Führer, schreite voran!“

Genug davon!

Natürlich konnten wir die „Lieder der Nation“ auswendig, die erste Strophe des Deutschlandliedes mit dem anschließenden „Horst-Wessel-Lied“ („*Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen. SA marschiert mit ruhigem, festem Tritt. Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier‘n im Geist in unsern Reihen mit.*“) Aber auch düstere Lieder mit Todesahnungen lernten wir, das „Lied vom guten Kameraden“.

1) Parteiabzeichen der NSDAP.

2) Spitzname für die Träger der braunen Parteiuniform der NSDAP.

3) Seitdem ist für mich der Name „Heino“ mehr als „belastet“. Obwohl der heutige „Volkslied-Barde“ kaum etwas mit ihm zu tun haben dürfte?

Erinnerungen

Wie wirksam diese Lehr- und Lernmethoden waren, zeigt sich daran, dass mir noch heute dieser „Liedmüll“ durch den Kopf geht.]

1943 wurden zwei Arten von Luftschutzbunkern in Koblenz fertiggestellt: Hoch- und Tiefbunker. Die Koblenzer Krankenhäuser erhielten ihre eigenen Bunker, in denen dann die Schwerstkranken und wohl auch die Operationssäle untergebracht waren. Wie problematisch die Evakuierung eines Krankenhauses bei Alarm war, hatte ich am eigenen Leib nach meinem Unfall erlebt. Ich wollte an der Rheinlache kleine Fischchen für ein „Aquarium“ fangen, fiel mit einem Glas in der linken Hand hin und zerschnitt mir an den Scherben die Beugesehne des kleinen Fingers, der anschließend gekrümmt versteift blieb. Die Wunde wurde im „Rizzaheim“ genäht und kostete mich ein paar Tage Krankenhausaufenthalt inklusive Luftalarme.

Die Schwestern aller Krankenhäuser leisteten damals oft unter Lebensgefahr Unsagbares. Wer laufen konnte, musste die Treppen hinunterrennen. Aber es gab genug Patienten, die mit ihrem Bett per Aufzug in den Schutzraum befördert werden mussten. Diesem Elend machten nun die Krankenhausbunker ein Ende. In den Krankensälen lagen nur noch die Gehfähigen.

Tagsüber nahmen die Fliegeralarme weiter zu. Nachts kam die RAF, bei Tag waren es die amerikanischen Bomber. Allmählich überlegten wir, wie wir rechtzeitig zum nächsten Luftschutzbunker kommen könnten. Es war der Hochbunker in der Nagelsgasse, dennoch für uns schon zu weit entfernt.

Außer den Bunkern wurden in der Stadt auch Löschteiche angelegt, tiefe oberirdische Wasserbecken auf fast allen freien Plätzen der Innenstadt als Wasserreservoir für die Feuerwehr. Auf ihnen ließen wir gern unsere Schiffchen schwimmen, wenn gerade kein Alarm war. Im Winter wagten wir uns gelegentlich trotz strenger Verbote auf die mehr oder minder dicke Eisdecke, was einige Kinder das Leben kostete. Der für uns nächste Löschteich befand sich auf dem Göbenplatz. Sineetwegen hatte man das Göbendenkmal ganz an den Rand zur Rheinstraße hin versetzt. Diese Schutzmaßnahmen machten uns mehr als Worte den Ernst der Lage deutlich. Allerdings wurde Koblenz 1943 noch von Großangriffen verschont.

Gerüchte gingen um, Koblenz würde deshalb von den alliierten Bombern verschont, weil der Chef der amerikanischen Luftflotte nach dem (ersten) Weltkrieg als Besatzungssoldat in Koblenz gelebt und an der Stadt am „Deutschen Eck“ großen Gefallen gefunden haben sollte. Ähnliches erzählte man übrigens auch im Blick auf Heidelberg.

Ein Hauch von Abenteuer lag für uns Jungens in der Luft, gepaart mit Furcht und der Hoffnung, dass auch wir uns in der „Stunde der Not bewähren“ würden. Diese Heldenträume wurden durch viele Filme¹ gefördert. Sie sollten uns deutlich machen, dass man selbst in aussichtsloser Lage die Hoffnung auf den Sieg niemals aufgeben dürfe, und dass auch Jugendliche und Kinder ihren Teil zum Kampf gegen den Feind beitragen und für den „Führer“ notfalls sterben können und müssen.

Unser Bruder war schon längst nicht mehr zu Hause. Er war erst in einem WE-Lager², dann in Frankfurt-Hoechst bei den IG-Farben-Werken als „Luftwaffenhelfer“³ eingesetzt. Irgendwann 1944 machte er mit seinen Altersgenossen das „Notabitur“ und kam zum RAD⁴ in Wiesbaden-Erbenheim. Die Bergungs- und Aufräumungseinsätze von dort aus im brennenden Frankfurt müssen furchtbar gewesen sein. Er sprach nur wenig darüber, drängte aber darauf, bei Alarm den Keller, am besten aber einen Bunker aufzusuchen.

Eines Tages erwähnten meine Eltern bedrückt bei Tisch, Frau H.⁵ von der Karthause sei „abgeholt“ worden. Winterbergs hatten ihnen das erzählt. Sie gehörte auch zur „Bekennnisgemeinde“. Was aus ihren Kindern geworden sei, wisse man noch nicht. Ihr Mann war als „Arbeitsführer“ des RAD⁶ irgendwo im Ausland. So viel wurde noch bekannt: eine „Kameradenfrau“ soll sie bei der GESTAPO wegen unvorsichtiger Äußerungen über die - aussichtslose - Kriegslage denunziert haben.

1) Vor allem durch den Film „Kadetten“: Preußische Kindersoldaten kämpften tapfer gegen den russischen Feind.

2) WE = „Wehrrüchtigung“.

3) Abgekürzt: „LH“; der Volksmund machte daraus: „Letzte Hoffnung“!

4) Reichsarbeitsdienst.

5) Meine spätere Schwiegermutter.

6) RAD = Reichsarbeitsdienst

Wenn wir sonntags am Schützenhof und Oberwerth vorbei zur Königsbach gingen, sahen wir die Züge fahren. Auf den Tendern der Dampflok stand groß und weiß geschrieben: „RÄDER ROLLEN FÜR DEN SIEG“. Meine Eltern ergänzten: „Köpfe rollen nach dem Krieg!“ Immer deutlicher wurden auch in meinem Beisein die Äußerungen, wir würden z.B. im - unwahrscheinlichen - Falle des „Endsieges“ garantiert als Mitglieder der „Bekennenden Kirche“ zur Strafe nach Sibirien „umgesiedelt“ oder müßten gar in ein „Konzertlager“. Zu mir gewandt sagten sie dann immer abschließend: „Halt ja die Klappe davon, sonst kommen wir schon vorher weg!“ „Wegkommen“, „Abgeholtwerden“, „Konzertlager“ - diese Schreckensworte jener Zeit verfehlten ihre Wirkung nie.

Für uns Pimpfe gab es noch andere Schrecken, mit denen man uns zu disziplinieren versuchte. Es hieß: „Wer nicht spurt, kommt nach Stahleck!“ In der Burg Stahleck oberhalb von Bacharach war ein „HJ-Straflager“ untergebracht. Schlimme Gerüchte gingen um, zum Beispiel dass die dorthin „Verschickten“ u.a. die Stufen in den Felsen und in der Burg mit ihren Zahnbürsten scheuern mussten. Ein Junge aus unserem Viertel ging scheu und gebrochen herum. Er redete mit niemandem. Verstohlen wurde geflüstert: „Der war in Stahleck und ist wieder gekommen!“

Nein, nach Stahleck wollten wir nicht. Denn nicht alle kamen von dort zurück. Lieber befolgten wir die Kommandos unserer Führer prompt. Vorbei war der Spaß, dass wir geschlossen und ohne Ausnahme immer das Gegenteil dessen taten, was uns befohlen wurde. So wurde zum 5. Kriegsjahr hin der seelische Druck auf die Nicht-PG's und die kritischen Geister immer stärker.

III. DER KRIEG WIRD HÄRTER

Das Jahr 1944 war angebrochen. An den Winter 1943/44 kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Die Weihnachtsteller waren wohl nicht mehr so gefüllt: ein wenig Gebäck, eine „Sonderzuteilung“ von „Honigkuchen“ (aus Kunsthonig) mit einer Mandel oben drauf hatte es auch gegeben, aber mir schmeckte dieses Gebäck nicht. Es war auch zu trocken. Vanille, Zitronat und Orangeat gab es nicht mehr. Statt dessen wurde „Aroma“ aus kleinen Glasröhrchen dem Kuchen- und Plätzchenteig zugesetzt: Rum-Aroma, Vanille-Aroma und dergleichen mehr.

Irgendwann an einem Samstag im Frühjahr (1944), ich war gerade vom „Dienst“ heimgekommen und saß am Abendbrottisch, klingelte es an der Wohnungstür. Meine Mutter ging. Ich hörte einen Wortwechsel, und dann ging die Wohnungstür lautstark zu. Schimpfend kam Mutter zum Abendbrot zurück:

„So weit kommt das noch! Ich habe gesagt, dass wir dir das verbieten!“

„Was war denn los?“ wollte ich wissen.

„Da wollte dich einer zum ‚Dienst‘ holen. Ich habe gesagt, du wärest doch gerade erst heimgekommen. Und da sagt der Kerl, du sollst zum ‚Führerdienst‘ kommen! Ich habe gesagt, das kommt gar nicht infrage!“

Jetzt wurde ich kribbelig: „Warum soll ich nicht zum Führerdienst gehen? Ich möchte doch auch Jungeschäftsführer werden!“

„Ja, und dann kommst du ins ‚Führerfähnlein‘ und später in die ‚Führer-Gefolgschaft‘ der HJ. Am Ende stehen die Adolf-Hitler-Schule / NaPoLA¹ und die SS. Deinen Bruder haben wir gerade mit viel Mühe und Not da rausgeholt. Und jetzt willst du dahin? Das verbieten wir! Lass dir ja nicht einfallen, heimlich doch mitzumachen!“

Mein Vater stimmte dem voll zu. Ich aber war furchtbar sauer. Einige meiner Alterskameraden sollten also die „Führerlaufbahn“ einschlagen, und ich durfte nicht! Ich sollte mich vielmehr von meinen Spezis kommandieren lassen?! In meiner ersten Wut hätte ich am liebsten meine Eltern angezeigt. Aber ein Rest von Vernunft und Angst bewahrte mich vor diesem Schritt. Er hätte für unsere Familie und für mich selbst unabsehbare Folgen gehabt.

1) Nationalsozialistische-Politische-Lehranstalt (?)

Erinnerungen

Mein Bruder klärte mich schließlich darüber auf, mit welchen Schwierigkeiten ihn die Eltern mit Hilfe des Generals in der Moltkestraße aus der „Führergefollgschaft“ der HJ heraus und in die Flieger-HJ zurückgeholt hatten. Einer seiner Kameraden hätte, als er zur SS angeworben werden sollte, dies mit den Worten abgelehnt: „Nää, bei die ‚Metzger‘ geh‘ ich nicht!“ Zur Strafe sei er mit Koppeln fast tot geprügelt worden. Das kühlte mein Mütchen doch sehr ab. Ein solches Schicksal und eine solche Wahl wollte ich nicht riskieren. Überhaupt beherrschte die ständige Furcht vor dem Regime unausgesprochen unser Familienleben. Das Schreckenswort „Abgeholt werden“!

Meine Begeisterung für das Marschieren und Exerzieren legte sich auch allmählich. Wenn ich die Mauer der geplanten und nicht vollendeten „Adolf-Hitler-Schule“ auf dem Asterstein sah, musste ich zwar an die mir entgangene „Laufbahn“ denken. Andererseits hörte man aber wenig Gutes über harten Umgangsstil in diesen „Schulen“. Gesundheitlich wäre ich ohnehin nicht „tauglich“ gewesen. Eins aber war gewiss: für diese Eliteschüler war der Weg in die SS vorgezeichnet. Das aber wollte ich nicht. Und dann spielte auch der Gedanke an die Burg Stahleck eine nicht geringe Rolle.

Der HJ-Führung war der Kirchenbesuch von „Pimpfen“, „Jungmädel“, HJ-Jungen und BDM-Mädels¹ natürlich ein Dorn im Auge. So wurde sonntags zur Gottesdienstzeit „Dienst“ angesetzt. Der Befehl wurde mit der Drohung „garniert“, bei Nichterscheinen würden uns die Lebensmittalkarten entzogen. Kommentar meiner Eltern: „Ja, du *hast* am Sonntag Dienst, Kindergottesdienst! Und mit Gottes Hilfe kriegen wir dich auch ohne Lebensmittalkarten durch! Wehe Dir, wenn du in Uniform vor der Christuskirche erscheinst!“ Meine Familie hätte das sofort gesehen, da sich der Kindergottesdienst unmittelbar an den „großen“ (Haupt-) Gottesdienst anschloss.

Ein einziges Mal bin ich dann doch zum „Sonntagsdienst“ losgezogen. Es war irgendeine Festivität des „Großbanns Koblenz“. Was habe ich mich gelangweilt! Markige Sprüche wurden abgelassen, und die Mädels von „Glaube und Schönheit“² führten Volkstänze und Keulenschwingen auf. Das war nichts für mich! Es war viel öder als der Kindergottedienst!

Ein Datum kann ich nie vergessen: den ersten Großangriff auf Koblenz am 22. April 1944. [Bereits am 19. April war ein Bombenteppich in der Nähe des Güterbahnhofs Moselweiß heruntergekommen. Von den neugierigen Beobachtern der Bomberüberflüge sind viele tot geblieben. Wieder „pilgerten“ wir dorthin, um die Trümmer zu sehen, „Katastrophentourismus“! Teilweise stieg noch Rauch auf. Das Ganze geschah, während der Drahtfunk „Rückflüge im Raum Koblenz“ meldete. Wer dachte schon daran, dass zurückfliegende Verbände unsere Stadt anzugreifen könnten!]

Es war ein Samstag. Mittags hatten wir „Antreten“ am Ehrenhof im Südflügel des Schlosses. Der neue Pimpfenjahrgang (1934) aus dem gesamten „Großbann Koblenz“ sollte durch den Oberbannführer verpflichtet werden. Ich durfte als einer der Größten unter den Kleinen das Banner unseres Fähnleins halten. Was war ich da stolz! Warum das nicht an der „Thingstätte“ auf dem Vorplatz des Schlosses stattfand, weiß ich nicht.

Die Reden unserer Führer waren wohl das Übliche. Gegen 15:30 Uhr stiegen die „Sperrballons“³ - bereit für einen „Alarmstart“ - auf etwa 50m Höhe auf, ein sicheres Zeichen für den bevorstehenden Luftalarm. Schnell wurde die Feier mit Absingen der „Lieder der Nation“ beendet. Der geschlossene Marsch zum Kastorhof entfiel. Das letzte Kommando war: „Wegtreten! Macht, dass ihr auf dem schnellsten Weg nach Hause kommt!“

Schon in der Neustadt sah ich die Sperrballons im „Freilauf“ nach oben schießen. Sie wurden schnell immer kleiner. Kurz darauf kam „Voralarm“ und schließlich „Vollalarm“. Ich war mit „Tedda“ allein zu Hause. Die Eltern und Gustel waren mit Mutters Schwägerin aus Stuttgart (im Stadtwald?) spazieren. Gustel rief an, ich solle mit „Tedda“ in den Luftschutzkeller gehen.

1) BDM: „Bund Deutscher Mädels“.

2) Sonderaktion des BDM.

3) Fesselballons, die rund um die Rhein- und Moselbrücken aufgestellt waren. Sie sollten den Anflug feindlicher Flieger behindern, die bei Kollision mit den Halteseielen schwer beschädigt werden und abstürzen könnten. Auch die Engländer schützten kriegswichtige Ziele mit Ballonsperren.

Natürlich hatte ich den „Drahtfunk“¹ für die „Luftlagemeldungen“ eingeschaltet. Sie klangen zunächst harmlos. Dann wurden „Feindliche Verbände im Raum Koblenz auf dem Rückflug“ gemeldet. Ich rannte auf die Straße und sah die Bomberpulks von Nordosten her über die Festung Ehrenbreitstein anfliegen und etwa über dem Deutschen Eck auf Westkurs gehen.

Als die letzten beiden Pulks nicht sofort nach Westen abdrehten, sah ich Rauchfahnen vom Himmel kommen und jubelte: „Da sind welche abgeschossen worden.“

Die Soldaten aus dem „Schlosscafé“ neben dem Stadttheater, dem Koblenzer „Soldatenheim“, jubelten überhaupt nicht. Einer schrie mir zu: „Hau ab, es wird Ernst!“ Die Rauchfahnen waren Zielmarkierungen.

Wie ich in unser Haus hineinkam, weiß ich nicht mehr. Mit ein paar Sätzen sprang ich die dreizehn Stufen der Kellertreppe hinunter und stand vor der verschlossenen Tür der Luftschleuse. Wild hämmerte ich dagegen, bis für mich ein Spalt geöffnet wurde. Im Schein von Taschenlampen suchte ich mich im Keller zu orientieren. Der Strom war ausgefallen. Es war ernst. Eine Frau aus dem Stockwerk über uns schrie in heller Panik: „Alles ist kaputt, alles ist am brennen!“ Mir wurde fast übel: „Tedda“ war noch oben.

Nach dem zweiten Bombentepich, er traf die Goldgrube, rannte ich in unsere Wohnung. „Tedda“ war voller Staub und Glassplittern auf Kopf und Kleidern und tappte orientierungslos zwischen den aufgesprungenen tapezierten Türen der „Wandschränke“ umher. Sie fragte mich verstört: „Bübchen! Ist das ein Gewitter? Ich wollte mich gerade in den Sessel setzen, da fiel das Fenster auf mich. Was ist denn passiert?“

„Das waren Bomben! Unser Haus brennt. Komm schnell! Wir müssen raus!“ antwortete ich ihr. Ich zerrte sie aus der Wohnung, ergriff den „Luftschutzkoffer“² und das Köfferchen mit den wichtigsten Wertsachen, die ständig gepackt dahinter standen. Ein Flaksoldat kam und half mir beim Gepäck. Ich brachte die alte Frau zum Espenschiedchen Haus mit seinen Weinkellern am Ende des Clemensplatzes. Dort fanden wir nach einigem Suchen eine alte Nachbarin. Sie stammte aus Ostpreußen, und ihren Dialekt fand ich faszinierend.

Mit „Tedda“ zusammen war sie oft zur „Stunde“ der „landeskirchlichen Gemeinschaft“ gegangen, die zum Ärger meiner Mutter von der Gestapo relativ unbehelligt ihre völlig unpolitischen Gebetsversammlungen abhalten konnte. Galt diese „Gemeinschaft“ den Machthabern als „harmlos“?

Auf dem Weg zurück bot sich mir ein gespenstisches Bild: Der ganze Himmel war rot. Funken flogen durch die Luft. Der Rest des „Hotels zur Post“, unseres Nachbarhauses in der Clemensstraße, brannte lichterloh. Verblüfft sah ich am Kiosk an der Ecke Clemensplatz / Poststraße unsere Möbel auf der Straße stehen. Langsam begann ich mich zu fragen, wo meine Eltern wohl sein mögen. Da hörte ich hinter mir Mutter rufen:

„Gott sei Dank! Da ist er ja!“ Erleichtert schlossen wir uns in die Arme. Schnell berichtete ich, was sich alles so getan hatte. Ich war froh, endlich die für einen Elfjährigen viel zu schwere Verantwortung an die Erwachsenen abgeben zu können.

Der Brand in unserem Dachstuhl war inzwischen gelöscht. Meine Eltern sorgten dafür, dass die Möbel wieder in die Wohnung geschafft wurden. Wenig später stellte Vater fest, dass Plünderer aus seiner Schreibtischschublade die Wertgegenstände gestohlen hatten. Die Küche und die übrigen Räume im Hinterhaus waren bewohnbar, sofern wir den Dreck beseitigen und die Fenster reparieren konnten.

Nachdem wir Staub und Glasscherben notdürftig ausgeschüttelt hatten, legten wir uns in voller Kleidung auf die Betten. Dass wir bei Fliegeralarm sofort in den Keller gehen würden, war klar. Ebenso klar war, dass dann einer von uns oben bleiben musste, damit unsere Wohnung nicht zu allem Unglück doch noch ausgeplündert wurde. Wir haben sowieso kaum geschlafen. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt: in unserer Nachbarschaft ging ja wegen des Stromausfalls keine Sirene mehr. Wir waren uns nicht sicher, ob wir die aus den anderen Stadtteilen hören würden.

Am nächsten Morgen wurde ich für kurze Zeit bei Winterbergs in der Viktoriastraße untergebracht. Dort konnte ich meine aufregenden Erlebnisse erzählen. Als Strom, Gas und Wasser wieder zur Verfügung standen und alles aufgeräumt war, konnte ich nach Hause zurück. Das war mir lieber. Denn in mir hatte sich seit dem

1) Er wurde wegen der Abhörgefahr bei normalen Radiomeldungen über eine besondere „Dose“ an der Wand über „Draht“ empfangen.
2) Wir hatten vorschriftsmäßig einen Koffer mit den wichtigsten Dingen und Papieren fertig gepackt hinter der Wohnungstüre stehen.

Erinnerungen

Bombenangriff die Furcht festgesetzt, ich könnte bei einem Angriff meine Familie verlieren und allein übrig bleiben.

Bruder Fritz war auf Grund unseres „Lebenszeichens“¹ vom RAD für die Aufräumarbeiten beurlaubt worden. Wir beiden ließen uns vom Glaser genau zeigen, wie man neue Scheiben einsetzt. Unter seiner Anleitung reparierten wir einige Fenster. Das erwies sich später als sehr nützlich. Irgendwoher kam die Anweisung, bei Fliegeralarm die Fenster zu öffnen, damit bei entfernteren Einschlägen nicht die Scheiben durch den Luftdruck zerbrochen würden. Das leuchtete ein. So befolgten wir fortan diesen Rat.

Allmählich ging das Leben wieder seinen gewohnten Gang. Die Wehrmachtsberichte sprachen immer wieder von „Frontbegradigungen“. Es ging nicht mehr nur im September rückwärts, sondern auch im Mai. Und immer wieder Berichte von Terrorangriffen auf deutsche Städte. Die Luftverteidigung beschränkte sich wegen der Güterbahnhöfe in Lützel und Moselweiß nicht nur auf die längst wirkungslosen Sperrballons. Die Luftabwehr wurde verstärkt. Man stellte auch „Nebeltöpfe“ auf, die das Rheintal und die Brücken einnebeln sollten. Von deren Nutzen waren wir nicht überzeugt. Denn irgendwo raunte man von neuen Ortungs- und Zielgeräten der alliierten Bomber, die sogar bei Nacht und Nebel das Zielgebiet sichtbar machten. Es handelte sich um die ersten RADAR-Geräte.

Maria (Intermezzo)

Die Brandmauer zum Nachbarhaus wurde wieder zur vollen Höhe hochgemauert. Zugleich wurde unser Haus mit einem flachen Notdach gesichert. Dasselbe geschah über dem Hinterhaus (Waschküche): der teilweise abgebrannte Dachstuhl wurde provisorisch ersetzt.

Eines Tages erschien eine Stukkateurkolonne, um unsere Wohnzimmerdecke wiederherzustellen. Bei ihnen war eine „Fremdarbeiterin“, ein Russenmädchen: Maria. Eigentlich durften wir nicht mit ihr sprechen. Wenn die Arbeiter in der Pause ihre Butterbrote auspackten, sah Maria traurig zu. Sie hatte nichts.

„Maria. Hast du Hunger?“ fragte Mutter.

„Ja, sehr!“ antwortete sie. Kurzerhand wurde ihr ein Butterbrot geschmiert. Scheu schaute sie zum Vorarbeiter hin. Der erklärte:

„Frau Stüber, das ist streng verboten!“

Mutter schaute ihn durchdringend an. Verlegen meinte er:

„Ich musste ihnen das sagen! Man hat uns eingehend belehrt, dass wir uns mit Fremdarbeitern nicht privat unterhalten und ihnen nichts zu essen geben dürfen.“

„Dann können sie mich ja anzeigen, wenn sie etwas gesehen haben.“ erwiderte Mutter schroff.

Der Vorarbeiter zuckte mit den Schultern. Maria kam mit in die Küche, und hinter verschlossenen Türen biss sie heißhungrig in das Brot. Dankbar nahm sie auch eine Tasse heißen „Muckefuck“². In etwas gebrochenem Deutsch erzählte sie uns, dass sie im Lager nur eine dünne Wassersuppe bekämen. Es war in einer alten Schule in der Nagelsgasse eingerichtet und wurde nicht geheizt. Zudem wimmelte es dort von Ungeziefer. Bei Alarm durften sie nicht in den Bunker. Der war nur für Deutsche und Angehörige der „Achsenmächte“³ bestimmt.

So bekam sie bei uns jeden Morgen vor der Arbeit erst einmal etwas Ordentliches zu essen. Auch vom Mittagessen wurde für Maria etwas abgezweigt. Die Arbeiter taten so, als sähen sie nichts. Ihnen war auch nicht wohl bei der Sache.

Langsam wurde die Neunzehnjährige mit uns warm. Und nach und nach erzählte sie uns ihre Leidensgeschichte. Ihr Vater war Professor an der Universität Minsk. Sie selbst studierte Deutsch. Eines Tages wurde sie auf dem Heimweg von der Uni einfach abgefangen und mit vielen anderen in einen Güterwagen gesteckt. Niemand durfte nach Hause, um das Nötigste einzupacken. So war sie wohl für ihre Familie verschollen. In

¹) Eine vorgedruckte Postkarte, auf der das Zutreffende angekreuzt werden konnte. Sie war portofrei. Schriftliche Zusätze waren nicht erlaubt.
²) „Muckefuck“ = Kaffeeersatz aus Rubenschnitzen oder - besser - Malzkaffee. Selbst Letzterer war knapp geworden.
³) Ursprünglich Deutschland, Italien und Japan. Italien wechselte ins Lager des Feindes über, als die Alliierten immer weiter vordrangen.

tagelanger Fahrt ging es nach Deutschland, nach Koblenz eben. Im offiziellem Sprachgebrauch zählte sie zu den „bolschewistischen Untermenschen“.

Wir waren erschüttert. Aber war das Ganze noch verwunderlich bei diesem menschenverachtenden Regime? Auch mir wurde klar: *Das* sind keine „Untermenschen“. Eher trifft diese Bezeichnung auf die zu, die solche Verbrechen begingen. Wir wurden - verbotenerweise - Freunde. Besonders mich hatte Maria in ihr Herz geschlossen. Wenn ich an den Hausaufgaben saß, fragte sie zuweilen im Vorbeigehen:

„Chans, was machen du?“ „Ich mache Hausaufgaben für die Schule!“ erklärte ich ihr und verbesserte ihre Aussprache.

Eines Tages, etwa Ende Mai, Anfang Juni 1944, wurde ich krank: Lungenentzündung mit hohem Fieber. Dennoch musste ich bei Alarm das Bett verlassen. In Decken gehüllt saß ich im Luftschutzkeller. Maria kümmerte sich - aus Sicherheitsgründen schweigend - um mich. Nach der Entwarnung ging es nach oben. Dort bekam ich keine Luft, weil der giftige künstliche Nebel nicht nur das Rheintal, sondern auch die ganze Wohnung erfüllte. Die Fenster hatten wir ja vorschriftsmäßig offen gelassen.

Wenn ich dann wieder im Bett lag und nach Luft rang, saß Maria mit stillschweigender Duldung ihres Chefs auf meiner Bettkante, zog meinen Kopf an ihre Brust und wiegte mich tröstend hin und her. Dabei achtete sie peinlich darauf, dass ich gut zugedeckt blieb. Mutter war das nur recht. So half mir Maria als meine ganz persönliche „Krankenschwester“. Manchmal weinte sie vor Heimweh und vor Angst, welches Schicksal ihr noch bevorstehen würde. Ich weinte mit ihr.

Nach meiner Genesung - die Atemprobleme blieben mir wegen des künstlichen Nebels leider erhalten - ging ich abends gelegentlich in die Nagelsgasse zum Fremdarbeiterlager. Dort trieb ich mich am Zaun herum in der Hoffnung, „meine“ Maria zu sehen. Einmal klappte es. Laut rief ich:

„Maria, Maria!“ Sie entdeckte mich, winkte mir verstohlen zu und verschwand schnell in der Menge ihrer Leidensgenossinnen. Ein Wachmann jagte mich weg:

„Verschwinde! Du hast hier nichts zu suchen! Mit den Fremdarbeitern zu reden, ist streng verboten. Du bist doch ein deutscher Junge! Was geht dich dieses Pack an?“

Als die Stuckateure mit der schwierigen Restaurierung der Wohnzimmerdecke mit ihren Ornamenten fertig waren, kam auch Maria nicht mehr. Sie fehlte uns allen. Aus sicherer Entfernung beobachtete ich das Lager. Aber ich bekam meine russische Freundin nicht mehr zu Gesicht.

Maria! Was ist wohl aus dir geworden? Hast du den Krieg überlebt, oder hat man dich umgebracht? Bist du wieder nach Hause, nach Minsk gekommen? Und, wenn ja, wie hat man dich dort nach deiner Rückkehr behandelt? Maria. Ich kann dich nicht vergessen. Noch heute höre ich dein zärtliches „Chans, was wollen du?“, wenn ich nach dir rief.

Nein, du warst kein „bolschewistischer Untermensch“! Du warst ein Menschenkind mit viel Liebe im Herzen, auch zum „Feind“. Mussten wir überhaupt Feinde sein? Warum müssen Menschen sich gegenseitig auf Befehl so grausam quälen und umbringen? Maria! Was ist aus dir geworden? Du hast einen guten Samen in mein Herz gesenkt, den Samen des Verständnisses für Fremde, Ausländer.

- Ende des Intermezzos -

Es kam der Juli und die Zeit der großen Ferien. Die Eltern schickten Gustel und mich ins Frankenland, nach Gleißenberg bei Bamberg. Dort war ein Bruder unserer Lieberhauser Tante Pfarrer. Wir kamen uns vor wie im Frieden. Nur die Kondensstreifen der Bomberverbände erinnerten uns an die bittere Wirklichkeit. Es war herrlich, nachts durchzuschlafen und nicht in den Keller zu müssen.

[Gelegentlich zogen wir mit der Dorfjugend auf die Äcker auf Kartoffelkäfersuche. Auch daran sollte der Feind schuld sein: Aus der Luft habe er die Larven abgeworfen, die die Ernährung der deutschen Bevölkerung schädigen sollten. Möglich schien damals alles.]

Aber eines Tages, es war wohl der 21. Juli 1944 kam Post aus Koblenz: - ein „Lebenszeichen“! Es hatte am 19. Juli wieder einen Angriff gegeben, schwerer als der vom 22. April.

Erinnerungen

Viel zu früh kam der Tag der Heimfahrt. Ein wenig seltsam wurde uns doch zumute, als wir beim Umsteigen in Bamberg vor der Lokomotive und am Schluss des Zuges je einen flachen, mit Vierlingsflak bestückten Güterwagen sahen. Andererseits fühlten wir dadurch etwas sicherer, denn angeblich hatten die feindlichen Tiefflieger vor der Vierlingsflak großen Respekt.

Ausgerechnet in der Nähe der IG-Farben-Werke in Frankfurt-Höchst blieben wir wegen eines Luftalarms stehen. Die Stimmung der Reisenden war sehr gedrückt. Endlich erreichten wir nach vielen Unterbrechungen und häufigem Halt Koblenz. Mutter holte uns am Bahnhof ab und erzählte vom letzten Bombenangriff. Dass Sprengbomben auf Brücken und Eisenbahnstrecken geworfen würden, konnten wir ja irgendwie verstehen. Was aber sollten da die „Phosphorkanister“¹ und Stabbrandbomben? Damit wurde die Bevölkerung getroffen. Mit Absicht?

Ab Mitte August tauchten immer mehr Wehrmachtsfahrzeuge auf dem Weg nach Osten auf. Sie fuhren über die Pfaffendorfer Brücke. Erst unmerklich, dann unübersehbar hatte der Rückzug der (angeblich) rückwärtigen Stäbe aus Frankreich begonnen. Der Krieg näherte sich also unaufhaltsam dem Reichsgebiet. Dass unsere Soldaten derart vor dem Feind „davonliefen“, konnten wir kaum verstehen. Aber weitere Bombenangriffe waren dadurch vorprogrammiert.

Irgendwann tauchten die ersten deutschen Flüchtlinge auf. Sie kamen aus Luxemburg, das bisher zum „Gau Moselland“ gehört hatte, und auch von der „Westgrenze“. Die Schüler der Mittelstufe mussten zu Schanzarbeiten an den „Westwall“. Die Oberstufenschüler waren entweder Flakhelfer, im „Wehrertüchtigungslager“, beim RAD oder schon Soldaten. Wir „Kleinen“ waren übrig geblieben.

Durch die dauernden Luftalarme fand kaum noch Unterricht in den Schulen statt. Er wurde dann Mitte September eingestellt, ebenso das „Antreten“ am Mittwoch- und Samstagnachmittag. Man „munkelte“ von einer bevorstehenden Evakuierung der Bevölkerung wegen der erhöhten Luftgefahr.

Am 19., 21., und 25. September kam es zu weiteren schweren Bombenangriffen. Den vom 19. überstand ich im Stollen unter dem Ehrenbreitstein voller Angst, ich könnte meine Familie verloren haben.

Nachts schliefen wir wieder in unseren Kleidern. Die Fenster blieben offen, um wenigstens entfernte Sirenen zu hören. Übrigens hatten die Arbeiter der KEVAG, des Wasserwerks und des Gaswerks inzwischen ihre Lektion gelernt: die nicht unmittelbar betroffenen Stadtteile bekamen verhältnismäßig schnell wieder Strom. Mit dem Wasser und dem Gas dauerte es meist etwas länger, aber es ging allemal schneller als seinerzeit im April. Vor allem der Strom war wichtig, damit wir den Drahtfunk hören konnten.

Unser Zorn auf die feindlichen Flieger wuchs. So zerstört man doch keine „kriegswichtigen Ziele“. Wir mussten, ich weiß nicht mehr, wann sich das zutrug, in der Firmungstraße mit ansehen, wie eine Mutter nach ihrem Kind schreiend in ein brennendes Haus einzudringen versuchte. Sie wurde mit Gewalt daran gehindert. Als ein paar gefangene amerikanische Flieger vorbeigeführt wurden, wohl um ihnen die Folgen ihres Tuns zu zeigen, konnten die deutschen Bewacher nur mit Mühe Angriffe der erbosten Bevölkerung auf diese Männer verhindern. Meine Eltern meinten:

„Was wir jetzt hier für Verbrecher haben, das wissen wir ja. Was da für Verbrecher auf uns zu kommen, können wir nur ahnen.“ Manchmal sagten sie auch wie viele andere: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!“

Mit Mutter ging ich am 25. September nach dem Angriff durch die Schlosstraße, um den gewaltigen Brandherd zu sehen. Wir kamen aber nicht zum Löhrrondell durch. Feuerwehr und Polizei schickten uns zurück. Über den „Kaiser-Wilhelm-Ring“ gingen wir Richtung Herz-Jesu-Kirche. An der Ecke zur Löhrrstraße ging es nicht mehr weiter: Die Löhrrstraße zu den „Vier Türmen“ hin und die Fischelstraße standen in hellen Flammen. Fasziniert schauten wir zu, wie die brennenden Turmhelme von Herz-Jesu mit lautem Krachen zusammen fielen.

1) Eine Art „Vorläufer“ des schrecklichen „Napalms“.

IV. Evakuierung nach Thüringen

Wir mussten uns nun „planmäßig evakuieren“ lassen. Unser Transport ging am Abend des 27. September, „Teddas“ Geburtstag. Wohin? Es hieß: nach Mitteldeutschland. Wir durften nur mitnehmen, was wir selbst tragen konnten. „Teddas“ Gepäck, sie war siebenundachtzig Jahre alt geworden, war schon weg. Vater und Gustel halfen uns beim Tragen unserer Koffer. Helfer von DRK und NSV wiesen uns unsere Plätze an. „Tedda“ saß schon drin. Bitter und kurz war der Abschied, denn unsere beiden Zurückbleibenden gingen schnell wieder heim.

Da saßen wir nun in einem D-Zugwagen des überlangen Transportzuges südlich der Bahnhofshalle und harrten der Dinge, die da kommen. Plötzlich erloschen alle Lichter des Bahnhofs. Ein Seufzen ging durch den Zug: wieder Fliegeralarm! Uns wurde strikt verboten, noch einmal auszusteigen. Aber was würden wir tun, wenn in dieser Nacht der Bahnhof bombardiert würde?

Viele beteten, dass wir doch endlich abfahren mögen. Wir waren erleichtert, als der Zug endlich langsam Richtung Horchheimer Brücke in die Nacht rollte. Am Himmel standen wieder „Christbäume“¹ Es wurde wegen der häufigen und kaum behinderten Gegenwart der feindlichen Flieger in jeder Hinsicht eine sehr „ungemütliche“ Reise!

Am späten Nachmittag des nächsten Tages lief der Zug in einen Bahnhof ein und kam mit knirschenden Bremsen zum Stehen. Wir waren nach langer und banger Fahrt offenbar angekommen.

Angekommen? Wo denn eigentlich? Rufe: „Alles aussteigen! Der Zug endet hier!“

Auf dem Bahnhofsschild stand „WALTERSHAUSEN / Thüringen“. Von diesem Ort hatten wir noch nie etwas gehört. Aber nun hieß es erst einmal: Aussteigen mit Sack und Pack (und „Tedda“).

Auf dem Bahnsteig standen Hitlerjungen Spalier. Rotkreuz- und NSV-Schwestern sowie „Goldfasane“ standen dahinter. So viele Parteibonzen und braun Uniformierte auf einen Haufen hatte man bei uns zu Hause nur bei besonderen Anlässen gesehen. Es war alles so fremd! Ich stand unschlüssig auf dem Bahnsteig und wusste nicht wohin.

Wir mussten zur „Quartierstelle“. Eine Schlange von Menschen wartete auf die „Zuweisung“ des Quartiers. Uns wurde ein Zettel mit einer Adresse in die Hand gedrückt. „Hinter der Mauer“ hieß die Straße, in der unser künftiges „Heim“ sein sollte. „Tedda“² war woanders untergebracht. Pimpfe luden unser Gepäck auf einen Bollerwagen² und geleiteten uns zum angegebenen Haus.

Dort erwartete uns ein Schock! Ein mürrischer alter Mann nahm uns in Empfang, brachte uns auf den Dachboden und ließ uns mit Worten „Da können sie wohnen!“ einfach stehen. Es war ein Lattenverschlag. Durch die Dachpfannen war der Himmel zu sehen. Und das im Herbst! Ein altes Feldbett mit Strohsack und ohne Bettzeug stand dort, ein wackliger Stuhl und ein angerostetes „Waschlabor“³. Uns dämmerte, was wir waren: keine „Volksgenossen“ mehr, sondern als „Flüchtlinge“ der letzte Dreck, und lästig obendrein. Mutter begann laut zu weinen, während ich mir als deutscher Junge, meinen Schmerz, meine Wut und meine Enttäuschung verbiss.

„Wie, da sollen sie wohnen? Das ist doch eine Unverschämtheit!“ sagte plötzlich hinter uns eine Frau. Sie hieß Müller und nahm uns mit in ihre gut geheizte kleine Küche. Ich durfte auf der Holzkiste neben der Herd sitzen.

Am Abend kam ihr Mann in Uniform als „Heimschläfer“ aus dem Lazarett in Friedrichroda. Er war Unteroffizier und trug etliche Auszeichnungen, ein Arm war amputiert. Im Kürze wurde er über alles informiert und erklärte sich spontan mit der Entscheidung seiner Frau einverstanden. Zum Abendessen gab es sogar Bratkartoffeln, auch für uns.

Wir mussten uns natürlich umgehend polizeilich anmelden. Für mich war zudem eine Meldung zum „Jungvolk“ fällig. Ich musste künftig mit der „Thüringer Waldbahn“ nach Gotha zum Realgymnasium fahren.

1) Ziel- oder Wegmarkierungen für die feindlichen Bombergeschwader.

2) Ein kleiner „Leiterwagen“ mit Deichsel.

3) Emailliertes Gestell mit einer Waschschiüssel und einer Wasserkanne.

Erinnerungen

Die dort übliche nationalsozialistische „Morgenandacht“ mit „Flaggenparade“ war uns Rheinländern ungewohnt. Später, als die Tieffliegergefahr größer wurde, wurde ich auf die Realschule in Waltershausen umgemeldet. Das ersparte mir die tägliche Fahrt mit dieser Art Straßenbahn, deren Wagen noch nicht einmal wie die Koblenzer Straßenbahnen Tarnfarben trugen.

Am ersten Sonntag in Waltershausen wollten wir wie gewohnt zum Gottesdienst gehen. Nach einigem Zögern nannten uns Müllers die Gottesdienstzeit. Sie warfen uns merkwürdige, undeutbare Blicke zu und wollten zu unserer Verwunderung auf keinen Fall mitgehen. Dabei hatten sie sich doch so christlich verhalten! Des ungeachtet gingen wir zur fast leeren Stadtkirche. Dort setzten wir uns irgendwo in die Mitte. Die Glocken läuteten. Der Pfarrer war zunächst noch nicht zu sehen.

Dann aber kam er, offenbar mit genagelten Stiefeln, den Mittelgang entlang marschiert, stellte sich vor den Altar, knallte die Hacken zusammen und begrüßte uns mit „Heil Hitler, liebe Gemeinde!“ Unter dem Talar trug er offensichtlich eine Parteiuniform. Das war uns zu arg. Kurz entschlossen standen wir auf und verließen die Kirche. Draußen belehrte mich Mutter mit wenigen Worten, dass die „Thüringer DC“¹ die Schlimmsten seien, und wir seien nun mal in Thüringen.

Müllers empfingen uns verwundert: „Wie, ist die Kirche schon vorbei?“

Darauf erzählte Mutter, was wir erlebt hatten und warum wir nicht am Gottesdienst teilnehmen konnten. Nach einem kurzen Blickwechsel mit ihrem Mann meinte Frau Müller:

„Sie waren offen zu uns, da sind wir auch offen zu ihnen. Wir gehören nicht zur Kirche, aber nicht weil wir Nazis sind. Wir sind Kommunisten!“

Einen Augenblick lang waren wir sprachlos. Dann meinte Mutter knapp: „Von uns erfährt niemand etwas!“

Es dauerte aber seine Zeit, bis wir innerlich verarbeitet hatten, dass sich Nichtchristen uns gegenüber so christlich verhalten hatten. Zu allem Unglück kamen in dieser Zeit Mutters Feldpostbriefe an Bruder Fritz mit dem Stempel „Vermisst, neue Anschrift abwarten“ zurück. Die „neue Anschrift“ lautete, wir erfuhren es sehr viele Jahre später: „Ehrenfriedhof Andilly/ Lothringen, Massengrab Nr. Xyz“.

Später konnten wir wegen der Enge bei Müllers in der Ziegenbergstraße bei einem Ehepaar Barth unterkommen. Dieses Quartier war deutlich besser. „Tedda“ war in ihrem ursprünglichen Quartier gut aufgehoben. Kurz vor Ostern 1945 kam Gustel aus Nürnberg bei uns an. Die Dresdner Bank hatte ihre Koblenzer Filiale dorthin verlegt. Zu Weihnachten 1944 hatten Vater und sie uns auf dem Weg dorthin in Waltershausen besucht. Sie erzählten von dem schlimmen Bombenangriff am 6. November 1944, bei dem auch die Christuskirche zerstört worden war. Anfang Januar 1945 wurde nun auch Nürnberg ein Opfer des Bombenkrieges und ebenfalls sehr schwer zerstört.

In Thüringen nahmen die Tieffliegerangriffe zu. Man konnte sich nicht mehr aus dem Haus wagen. Aus der Ferne (Richtung Eisenach) war schon vor Ostern Artilleriefeuer zu hören. Am Osterdienstag 1945 rückten die Amerikaner in Waltershausen ein. Jede Ordnung brach zusammen. Trotzdem glaubten bis Anfang Mai noch viele Erwachsene, der „Führer“ habe eine Wunderwaffe „in der Hinterhand“, durch die in hoffnungsloser Lage doch noch der „Endsieg“ gerettet würde. Der 8. Mai brachte die „Bedingungslose Kapitulation“ der deutschen Wehrmacht. Der Krieg war aus, „Großdeutschland“ zerschlagen.

V. DER ZUSAMMENBRUCH

„Zusammenbruch“ - dieses Wort spricht sich heute so leicht aus, umso leichter, je weniger man ihn erlebt hat. Wenn man aber mittendrin steckt, bleibt nur die große Ratlosigkeit. Wie soll es weitergehen? Für mich als eben Zwölfjährigen war diese Ratlosigkeit der Erwachsenen schlimm. Sie war wie ein Stoß ins kalte Wasser: „Rette sich, wer kann!“ Auch wir Kinder mussten nun auf eigenen Füßen stehen und zusammen mit den Erwachsenen das gemeinsame Überleben sichern. Die drängendste Frage war: „Was werden wir essen?“ Alle Gedanken kreisten um dieses eine Thema.

1) DC = die von den NAZIs ursprünglich geförderte „Glaubensbewegung Deutsche Christen“

Die Erwachsenen erinnerten sich jetzt an die schlimme Zeit während und nach dem 1. Weltkrieg. So fielen ihnen die Gaben der Natur ein, die diese gerade auch im Frühling bot. Mit bloßen Händen rupften Gustel und ich Berge von jungen Brennesseln. Zu Hause wurde daraus ein etwas sehr wässriger Spinat gekocht. Immerhin war davon der Bauch eine Zeitlang voll. Junge Löwenzahnblätter wurden als Salat zubereitet.

In der Zeit des „Zusammenbruchs“ lernte ich als Zwölfjähriger „die Menschen kennen“. Denunziationen bei den Amerikanern und später den Russen waren an der Tagesordnung. So kamen gerade unter den Russen einige Häftlinge, die von den Amerikanern aus Buchenwald befreit worden waren, postwendend und ohne Wiederkehr dorthin zurück. Waren sie von denselben Leuten denunziert worden, die vorher schon die Gestapo informiert hatten?

[Mutter musste irgendwann mit mir auf Grund meiner Hilusdrüsen-Tbc. erneut wie schon Ende 1944 zum Gesundheitsamt nach Gotha. Die „Thüringer Waldbahn“ fuhr noch nicht wieder. Ein Holzvergaser-LKW nahm uns mit. Bei Leina ging es durch den Bach und dann über eine provisorische Rampe auf die Autobahn bis zur Stadt, meine erste Autobahnfahrt! Die amerikanischen Kolonnen hatten selbstverständlich Vorfahrt.

Im Gesundheitsamt wurde ich durchleuchtet. Die Tuberkulose war natürlich nicht geheilt. So wurde mir eine Bescheinigung ausgestellt, dass ich weiterhin bei der Lebensmittelkartenstelle „Reisemarken“ für eine „Sonderzuteilung“ bekommen müsse. Die verordnete Vollmilch gab es allerdings nur selten. Meist musste ich mit der bläulich schimmernden „entrahmten Frischmilch“ vorlieb nehmen. Wenn ich auch davon den Löwenanteil bekam, trug ich doch auf diese Weise auch zur Ernährung der Familie bei.]

Die Amerikaner hatten im Frühsommer Thüringen und Ostdeutschland überhaupt entsprechend dem „Potsdamer Abkommen“ geräumt und den Russen übergeben. Nach anfänglicher großer Furcht vor den „Iwans“ „stabilisierte“ sich die Lage einigermaßen. So unternahmen wir mit Frau Barth einige Ausflüge zu Sehenswürdigkeiten in der Umgebung: zur Wartburg in Eisenach, nach Erfurt u.a.m.

Die Zonengrenze war „dicht gemacht“. Vater hatte lange nichts von uns gehört und kam im Herbst „schwarz über die grüne Grenze“¹⁾ zu einem Kurzbesuch. Die Heimkehr nach Koblenz rückte leider in immer weitere Ferne. Im gleichen Maße wuchs mein Heimweh. Er kehrte nach einigen Tagen zurück nach Koblenz, wieder „schwarz“. Wir hofften auf ein baldiges Wiedersehen in Koblenz. Doch das schien in weite Ferne zu rücken.

[Von meinem Bruder aber gab es keine Nachricht und kein Lebenszeichen. Das machte uns sehr zu schaffen. Ich hoffte dagegen immer noch, mein geliebtes (und manchmal ärgerliches) Bruderherz stünde eines Tages wie Vater vor der Tür. Für immer vergebens!]

Im Oktober 1945 begann in Waltershausen der seit den Osterferien unterbrochene Schulunterricht mit einem „Festakt“ im Beisein auch des sowjetischen Stadtkommandanten. Unter der Hand kamen Gerüchte auf, es werde wieder eine „Staatsjugend“ gegründet, mit „Kluft“ und allem „Drum und Dran“. Unsere Meinung: „Mit uns nicht! Wir sind gründlich bedient!“ Später kam es dann tatsächlich zur Gründung der FDJ²⁾. Ohne mich!

VI. Die Heimkehr nach Koblenz

Wir überlegten, „schwarz“ über die Grenze zu gehen. Mutter war das Risiko zu groß. Und was sollte eigentlich mit „Tedda“³⁾ (88 Jahre alt) geschehen? Sie war ja auch noch da und verstand die Welt nicht mehr. Wir konnten sie schwerlich allein zurücklassen. Mein Schwesterherz wiederum wollte nicht ohne uns nach Koblenz zurückkehren. Und immer noch gingen keine Transporte in die französische Zone.

Eines Tages im November hatten Mutter und Schwester die Warterei satt. War nicht der Bruder meines Vaters Pfarrer in Lieberhausen bei Gummersbach, also in der britischen Zone? Schnell wurden wir für eine „Heimkehr“ nach Lieberhausen angemeldet. Der Name „Stüber“ stimmte ja. Und so bekamen wir „Passierscheine“ bzw. „Reisepapiere“ und den Termin für einen Transport nach Westen. „Tedda“³⁾ konnte vorläufig bei ihren Quartiergebern bleiben. Am Freitag vor dem 2. Advent 1945 sollte der Zug abends gen Westen rollen.

1) Ohne offizielle Genehmigung und Passierscheine.
2) „Freie Deutsche Jugend“.

Erinnerungen

Auf dem Bahnhof sahen wir erfreut, dass man uns „2. Klasse-Wagen“ statt der erwarteten „3. Klasse“ mit ihren Holzbänken zusammengestellt hatte. Die Enttäuschung war umso größer: die Polster waren herausgeschnitten. Hie und da ragte aus dem leeren Bretterkasten eine überflüssige Spiralfeder. Schimpfend rissen die Mitreisenden die Überbleibsel einer besseren Zeit heraus. Mit den Koffern und Rucksäcken versuchten wir, uns eine einigermaßen erträgliche Sitzgelegenheit zu schaffen.

Und noch eins: Trotz des strengen Frostes hatte man uns Wagen ohne Fensterscheiben „spendiert“. Darum hängten wir zunächst eine der kostbaren Wolldecken vor die leeren Fensterhöhlen. Schnell geriet sie durch den Funkenflug in Brand und wurde umgehend wieder „in Sicherheit“ gebracht. Gustel setzte sich auf mich, um mich vor dem eiskalten Luftzug zu schützen.

Der Zug fuhr langsam in großem Bogen durch Thüringen. Am Samstagabend endete die Fahrt in Leinefelde. Nun ging es zu Fuß nach Arenshausen in ein „Auffanglager“. Dort standen in einer Wellblechhalle dreistöckige Holzbetten, bzw. nur noch deren Holzrahmen. Man konnte sich also nicht hinlegen. Die Bretterauflagen und die Strohsäcke waren wegen der bitteren Kälte längst im Freien verheizt worden.

Endlich war sie schrecklich kalte Nacht vorüber. Beim ersten Dämmern gab es etwas Marschverpflegung, um die die üblichen Kämpfe entbrannten. Dann hieß es: „Ihr müßt nun zu Fuß über die Grenze in die englische Zone! Achtet darauf: Wer Fotoapparate oder gar Waffen mit sich führt, wird von den Russen verhaftet!“ Was das bedeuten würde, war uns allen klar.

Vorbei an den russischen und britischen Grenzposten ging es nach Friedland. Abgekämpft kamen wir dort an. Zuerst einmal bestäubte uns eine resolute DRK-Schwester mit einer großen Holzspritze voll DDT gegen Läuse. Sofort stockte mir der Atem. Verzweifelt rang ich nach Luft. Mutter und Gustel klärten die Schwester auf. Darauf wurde mir bitteres Asthmapulver gegeben, das nicht half. Wir wurden „registriert“. Es gab auch wieder etwas „Marschverpflegung“. Abends sollte ein Transport ins Westfälische abgehen.

Auf dem Bahnsteig stand ein langer Zug mit alten 3-achsigen „3. Klasse-Abteilwagen“. Irgendwann am Abend des 2. Advent ruckte der Zug an und ratterte durch die Nacht. Die ganze Fahrt über litt ich weiter unter schwerer Atemnot, denn der Personenzugwagen war vorher zum Transport von Zement benutzt worden. Beim Einsteigen hatten wir den fußhohen Staub aufgewirbelt, der nun meine Bronchien blockierte.

Endlich dämmerte der Morgen. Wir hielten wieder. Auf dem Bahnhofsschild las ich: „Lengerich / Westfalen“. Jemand rief: „Alles aussteigen! Der Transport endet hier. Melden Sie sich beim Roten Kreuz!“ Zementpudert stiegen wir aus und verstaute unser Gepäck irgendwie auf den „Plattenwagen“ mit ihren kleinen Rädern. Unseren Bollerwagen konnten wir ab Friedland nicht mehr mitnehmen. Wir suchten die Leitstelle des Roten Kreuzes auf. Anschließend mussten wir zusehen, wie wir auf eigene Faust weiterkamen.

Auf dem Bahnsteig stand ein Zug aus geschlossenen Güterwagen, der angeblich gegen Abend nach Münster fuhr. Irgendwie quetschten wir uns mit unserem Gepäck hinein. In Münster hieß es abermals: Umsteigen! Nächste Umsteigestation mitten in der Nacht war Wanne-Eickel. Mühsam ging es mit unseren Habseligkeiten über die Treppe hinab zum Tunnel unter den Bahnsteigen, dann eine ähnliche Treppe wieder hinauf, ebenso in Hamm, der Stadt, die wie Koblenz am 22. April 1944 bombardiert worden war.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie oft wir noch bis Köln-Deutz umsteigen mussten. Dort war irgendwann am Montag Endstation. Die Dombrücke lag ja gesprengt im Rhein. Ein langer „Menschenwurm“ überquerte auf der von britischen Pionieren errichteten Pontonbrücke den Fluss Richtung Hauptbahnhof am Dom. Hinter mir unterhielten sich Leute. „Sieht das hier schrecklich aus!“ meinte jemand. Ein anderer erwiderte: „Du müsstest erst mal Koblenz sehen! Das ist fast noch mehr kaputt!“ Eine eisige Hand griff nach meinem Herzen, und eine Ahnung stieg in mir auf, was uns in der ersehnten Heimat erwarten würde.

Im „Dombunker“ verbrachten wir die Nacht zum Dienstag. Am nächsten Morgen besorgte Mutter Fahrkarten nach Rolandseck bzw. Remagen, der gefürchteten Grenzstation zur französischen Zone. Die Franzosen galten als noch schlimmer als die Russen. Uns klopfte das Herz, denn unsere Reisepapiere waren ja nach Lieberhausen bei Gummersbach, britische Zone, und nicht nach Koblenz, französische Zone ausgestellt.

In Remagen mussten wir zwar den Zug zwecks Kontrolle verlassen. Aber irgendwie kamen wir ungeschoren davon und konnten nach Koblenz umsteigen. Am Nachmittag dort angekommen hatte ich das Gefühl, irgendwer oder -was würgte meinen Hals. Die Bahnhofshalle, fast so imposant wie die in Köln, war total Schrott. Verbogene Träger und Glasscherben. Das Bahnhofsgebäude war teilweise zerstört. Irgendwelche Räume und Gänge waren durch Bretterwände behelfsmäßig abgeteilt. Vom Bahnhofsvorplatz aus sahen wir nur Trümmerberge. Ein entsetzliches Bild. Aber unsere „Heimfahrt“ war nach vielen Tagen zu Ende.

Rein zufällig trafen wir vor dem Markenbildchenweg auf eine Schulkameradin meiner Mutter, die uns „ohne Wenn und Aber“ erst einmal mitnahm in ihre halbzerstörte Wohnung an der Ecke Kurfürsten- und Schenkendorff-Straße. Irgendwann suchten wir später Vater in der Hohenzollernstraße Richtung Schützenplatz auf. Dort waren ihm zwei Zimmer zugeteilt worden. Die Freude war groß, aber für uns war bei ihm natürlich kein Platz. Nun, für einige Zeit war unser Unterkommen bei Mutters Schulfreundin gesichert.

Das Wichtigste war nun: Wir mussten schnellstens registriert werden, damit wir eine „Carte d'Identité“, den französischen „Registrierschein“ bekamen. Der wiederum war die Voraussetzung für unsere Zuzugsgenehmigung nach Koblenz, auch für eine Wohnungszuweisung, und - vor allem - für die Lebensmittelkarten. Es gab zwar fast nichts, aber eben nur fast. Und das Wenige brauchten wir dringend. Im übrigen war die Versorgung hier schlechter als in Thüringen.

Vorerst konnten wir mittags und abends mit Vater im „Evangelischen Stift St. Martin“ essen, dem Krankenhaus in der Kurfürstenstraße. Es war kaum zerstört. Der Weg dorthin führte über Trümmerberge. Tage später begrüßte uns Pfarrer Winterberg, konnte uns aber anscheinend auch nicht viel helfen, außer eben mit den guten Kontakten zum „Stift“. Und das war viel wert! Immerhin gab es dort jeden Tag etwas Warmes zu essen.

Kurz nach der Heimkehr brach meine Mutter zusammen und musste ins „Stift“ gebracht werden. Dort wurde sie sofort untersucht. Dabei stellte sich heraus: Das Herz machte nicht mehr mit. Auch wog sie nur noch siebzig Pfund (35 kg)! Sie hatte sie Hungerödeme. Fortan machten wir Geschwister uns jeden Morgen ohne Mutter auf den Weg zum Münzplatz, wo in einem kleinen Gebäude¹ neben anderen Behörden die Registrierscheinstelle untergebracht war.

Kurz vor Weihnachten blieb Gustel morgens mit hohem Fieber im Bett liegen. Was nun? Mutters Arzt im „Stift“ meinte nur: „Herbringen!“ Sie hatte eine Lungenentzündung. Nun lagen Mutter und Gustel in einem Zimmer, und ich musste mich jetzt täglich allein auf Weg zum Münzplatz machen: die Reisemarken abholen. Stets erkundigte ich mich auch nach der Zuzugsgenehmigung und unseren Registrierscheinen. Vater hatte mich inzwischen bei sich aufgenommen. Damit war Mutters Schulfreundin der Verantwortung für mich enthoben.

Der Krankenhausaufenthalt von Mutter und Gustel dauerte lange. Das stille Weihnachtsfest 1945 feierten wir in ihrem Krankenzimmer. Vorher aber gingen Vater und ich zum Gottesdienst in der Kapelle des Stifts. Frau Schormann spielte die Choräle auf einem Flügel. Pfarrer Winterberg hielt die Predigt, wahrscheinlich über die altbekannte Weihnachtsgeschichte. Sie sprach nun anders zu uns als in den guten Zeiten. Wir hatten ja selbst „keinen Raum in der Herberge“.

Im Krankenzimmer brannten ein paar aus Wachsresten gebastelte Kerzen. Das Tannengrün duftete wie immer. Es war ein trotz aller Not doch schönes Fest. Die Schwestern des Stifts waren rührend um uns besorgt. Unsere Eltern waren in ihren Gedanken bei Bruder Fritz. Von ihm kam kein Lebenszeichen. Auch Suchmeldungen beim Roten Kreuz blieben ergebnislos. Schließlich war Frankreich ja auch ein schwieriges Pflaster für deutsche Stellen. Ob das französische Rote Kreuz helfen konnte, weiß ich bis heute nicht.

Das Jahr 1946 begann. Hatten wir noch eine Zukunft? Und wenn ja, welche? Ich war tagsüber mir selbst überlassen, wenn ich nicht Mutter und Gustel im Krankenhaus besuchte oder zum Münzplatz zur Registrierscheinstelle² marschierte, um das Verfahren in Gang zu halten. Aber es ging alles irgendwie weiter!

Nach Wochen war alles geregelt: die Zuzugsgenehmigung war in Aussicht gestellt. Mutter und Gustel waren aus dem Krankenhaus entlassen. Wir mussten nur noch Unterschriften leisten und unsere Fingerabdrücke

1) Dem „Münzmeisterhaus“?

Erinnerungen

anstelle von Passfotos auf die Registrierscheine drücken. Ich wurde in der Schule angemeldet und kam als einer der letzten „Heimkehrer“ wieder in meine angestammte Jahrgangsstufe.

Danach kam für *mich* erst einmal das „bittere Ende“: Immer mehr Eiterpickel bildeten sich in meinem Mund. Sie schmerzten und machten mir das Essen fast unmöglich. Die Zähne wackelten und drohten auszufallen. Hohes Fieber kam dazu. Nun war *ich* also am Ende meiner Kräfte. Der Arzt diagnostizierte Skorbut, eine Mangelkrankheit, von der ich nur im Zusammenhang mit alten „Windjammer-Geschichten“ gelesen hatte. Sie war natürlich „ernährungsbedingt“. Irgendwie besorgte Pfarrer Winterberg für mich eine der kostbaren und für Deutsche kaum erhältlichen Penicillinspritzen. Mein Hinterteil tat mir zwar anschließend furchtbar weh, aber das neue Zaubermittel half fast über Nacht.

Uns wurde ein Teil unserer alten Dienstwohnung zugewiesen. In den vorderen Räumen waren vorläufig noch einige Dienststellen des zerstörten Hauptpostamtes untergebracht. Es war also eng.

In der Schule wurde wie damals üblich die Sprache *unserer* Besatzungsmacht unterrichtet: Französisch! Natürlich hatte ich davon zunächst keinen blassen Schimmer. Aber unser Französischlehrer gab mir kostenlos ein paar Nachhilfestunden, damit ich nicht eine Klasse zurückgestuft werden musste. Welch ein Glück hatte ich doch! Übrigens fand ich nur wenige der „alten“ Lehrer vor. Stattdessen hatte man „unverdächtige“, uralte Pensionäre rekrutiert, die keine PG's gewesen waren.

Ich ging auch zum Konfirmandenunterricht im Haus „Mainzerstraße 81“, dem Gebäude des ehemaligen Konsistoriums der Rheinischen Kirche. Oben wohnten die Pfarrersleute und andere kirchliche Mitarbeiter. Unten waren provisorische Büro- und Unterrichtsräume. De facto hatte ich am KU¹ mehr als ein halbes Jahr verloren. Doch unter den gegebenen Verhältnissen war das uninteressant. Hauptsache, ich nahm an Unterricht und Gottesdienst teil. Es war wie in der Schule, in der es zunächst noch keine Lehrpläne (und Schulbücher) gab.

Der Gottesdienst fand stets in der Kapelle des „Evangelischen Stifts St. Martin“ statt und war gut besucht. Manchmal saßen die Leute noch draußen im Gang auf eilig herbei geschafften Stühlen. Die „dicke Luft“ in der Kapelle machte vor allem dem Chor beim Singen Probleme. Auch „Bibelstunden“ wurden dort gehalten.

Apropos Chor: seit Mutters Entlassung aus dem Krankenhaus 1946 sang die ganze Familie Stüber unter KMD Edith Schormann mit, Vater im Bass, Mutter, Gustel und ich im Sopran. Mein erster „Auftritt“ fand bei der von Pfr. Winterberg gehaltenen ersten Konfirmation nach dem Krieg 1946 in St. Kastor statt. Der Weihrauchduft darin machte mir allerdings - wie für den Rest meines Lebens - wegen des Asthmas sehr zu schaffen.

Wir sangen vierstimmig den Choral „*Der Herr ist mein getreuer Hirt ...*“ (EG 274) und - wenn ich mich recht erinnere - von *Heinrich Schütz* die Motette „*Herr, auf dich traue ich, lass mich nimmermehr zuschanden werden ...*“.

[Im Frühsommer 1946 bekamen wir die Nachricht, dass Mutters Tante fast 89-jährig auf dem Transport von Thüringen nach Koblenz im Kloster Maria Veen bei Dorsten (Westfalen) gestorben sei. Man hatte sie noch auf einer Tragbahre über die Zonengrenze geschafft, aber dann kam im Westfälischen das Ende. Mutter und ich fuhren zur Beerdigung dorthin, wieder mit Übernachtung im Kölner Dombunker. Unser Reiseproviant war eine große Papiertüte voll Pellkartoffeln, die aber in der Hitze sauer wurden. Die Ordensfrauen in Maria Veen schenkten mir eine Scheibe Weißbrot mit Butter. Solch ein weißes Brot hatte ich noch nie gesehen! Übrigens dauerte auch die Heimfahrt zwei Tage.]

Die Mitgliedschaft im Chor machte sich für mich im KU bezahlt: viele Lieder, die wir lernen mussten, konnte ich schon durch die Chorproben fast auswendig. Diese fanden zunächst auch in der Stiftskapelle statt. Wir mussten uns allerdings wegen der Patienten so leise wie möglich verhalten.

Als uns, den Stübers, in der Poststraße wieder die gesamte Dienstwohnung in der Poststraße zur Verfügung stand, wurden die Chorproben in unser Wohnzimmer verlegt, später (nach 1952?) in den Kirchsaal Christuskir-

¹⁾ KU = Kirchlicher Unterricht für Katechumenen und Konfirmanden.

che. Im später in „Singgemeinde“ umbenannten Chor sang ich übrigens mit den vom Studium bedingten Unterbrechungen bis zum Beginn meines Vikariats mit.

Manchmal mussten wir „vor Tau und Tag“ nach Koblenz-Lützel zum Sender¹ in der ehemaligen Falckenstein-Kaserne, wo meist Pfarrer Rott, später auch Pfarrer Gerlach die Ansprache zur „live“ gesendeten „Evangelischen Morgenfeier“ hielten. Es war recht aufregend, wenn die Regie hinter der großen Glasscheibe der „Technik“ das Zeichen zum Beginn gab. Da musste Ruhe herrschen. Es fiel manchmal schwer, einen Hustenreiz zu unterdrücken.

Nach kurzem Frühstück zu Hause ging es an Feiertagen weiter zum „Stift“, später auch nach „St. Florin“ (1946 oder 1947), wo wir im Gottesdienst sangen. Der zerstörte Chorraum war inzwischen durch eine hohe Mauer vom übrigen Kirchenschiff abgetrennt, die durch ein mehrere Meter hohes Holzkreuz geschmückt war. An hohen Feiertagen war die Kirche trotz fehlender Heizung gut gefüllt.

Wir Chormitglieder freuten uns auf der Orgelepore diebisch, wenn Pfarrer Rott die Predigt mit der Anrede „liebe Karfreitagsgemeinde“ oder „liebe Heiligabendgemeinde“ einleitete.

So wuchs ich also geradezu organisch in die Gemeindegemeinschaft hinein, wo Gustel auch als „Kindergottesdienst-helferin“ tätig war. Natürlich wurde ich Lausbub genau beobachtet, weil Vater nach seiner Rückkehr als im Blick auf die NS-Zeit „Unbelasteter“ ins Presbyterium berufen worden war.

Zur Schule hatte ich zunächst bis zum Umzug in die Poststraße einen weiten Weg: aus der Hohenzollernstraße Nähe Schenkendorffplatz bis zum Rathaus. Durch die Hauptstraßen, auch die Kurfürstenstraße, waren Richtung Oberwerth Feldbahngleise verlegt. Lange Züge mit Kipploren fuhren den Trümmerschutt ab. Er wurde in den Rheinarm hinter dem „Stadion Oberwerth“ gekippt. Das war der Koblenzer „Monte Scherbelino“. Den „Trümmerexpress“ nutzte ich gelegentlich verbotenerweise als „Straßenbahn“.

Auch unsere Schule hatte Bombentreffer abbekommen. Aber der Haupttrakt stand noch. Die zersprungenen Fensterscheiben in den Klassen waren teilweise durch Schautafeln aus dem Biologieunterricht ersetzt. Nun mussten wir die vorhandenen Räume mit den Lehrern und Schülern des völlig zerstörten ehemaligen „Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums“ teilen, jetzt schlicht „Realgymnasium“ genannt.

Von Montag bis Mittwoch hatten wir „Augustaner“ vormittags Unterricht, am Donnerstag und Freitag nachmittags. Die Oberstufen beider Gymnasien hatten auch am Samstagvormittag Unterricht. Die Unter- und Mittelstufen beider Schulen hatten abwechselnd samstags schulfrei. Ach, „Augustaner“ durften wir uns ja auch nicht mehr nennen: unsere Schule war auf Betreiben der Besatzungsmacht umbenannt worden in „Görres-Gymnasium“. Die „anderen“ waren für uns aber immer noch die „Reäler“.

Die Heizung funktionierte nicht. Stattdessen standen in den Klassenräumen kleine „Behelfsöfchen“, die mit Trümmerholz befeuert wurden. Die jeweiligen „Heizer“, meistens Fahrschüler, die schon früher da waren, oder auch meine Wenigkeit aus der nächsten Nachbarschaft, empfingen morgens vor Unterrichtsbeginn beim Hausmeister ein paar Späne Anmachholz und anderthalb Briketts. Zeitungspapier musste möglichst mitgebracht werden. Mit kleinen Brikettstücken hielten wir das Feuer am Brennen.

War das Brennholz verbraucht, schwärmte die Klasse in die benachbarten Ruinen (u.a. Jesuitenkirche) aus und sammelte Trümmerholz. Wir rissen aus den Ruinen wurden halbverkohlte Balken heraus, ohne Rücksicht auf die Einsturzgefahr, zerkleinerten sie und deponierten sie zum Teil in Verstecken. Jede Klasse hatte ihr Holzversteck, das eifersüchtig bewacht wurde. Da gab es manche Prügelei, wenn eine andere Klasse den Schatz aufgestöbert und geklaut hatte. Das versuchten wir natürlich alle.

Die Winter 1946/47 und auch 1947/48 waren bitterkalt. Konnte der Hausmeister keine Briketts mehr an die Klassenheizer verteilen, gab es „kohlenfrei“ bzw. „Kohleferien“. Es war das temperaturmäßige Gegenstück zu „hitzefrei“. Die Toiletten waren eingefroren und konnten darum nicht benutzt werden. Das führte zu üblen, unhygienischen Zuständen. Die Lehrer fanden sich damit ab, dass wir mitunter während des Unterrichts verkündeten, wir hätten kein Holz und keine Briketts mehr. „Na, dann geht mal wieder Holz holen!“ sagten sie.

¹⁾ „Studio Koblenz“, später „Landesstudio Rheinland-Pfalz des Südwestfunks.“

Erinnerungen

Übrigens mussten wir uns auch beim KU in der „Mainzer Straße 81“ oft „warm zittern“. Bei besonders niedrigen Temperaturen fiel er ebenso aus wie der Schulunterricht. An den Unterricht unter Pfr. Winterberg kann ich mich nicht mehr erinnern. Er ging ja bald in eine andere Gemeinde. An seiner Stelle wurde Pfarrer Rott gewählt, der u.a. Mitglied der „Provisorischen Kirchenleitung“ in Berlin-Dahlem und Studieninspektor unter Dietrich Bonhoeffer im Finkenwalder Predigerseminar der „Bekennenden Kirche“ gewesen war. In der Zwischenzeit hielt Frau Schormann einige Male den Unterricht.

[Bei Pfarrer Rott fiel ich einmal unangenehm auf: Er begann den KU stets mit einer kurzen Andacht, bei der auch Psalmen im Wechsel gebetet wurde. Eines Tages juckte mich das Fell. Beim gemeinsamen Beten des Psalms 46 las ich immer laut das auf manche Verse folgende „Sela“¹ mit. Die anderen Mitkonfirmanden amüsierten sich königlich und kicherten mehr oder minder verhalten. Rott fand das überhaupt nicht gut. Er vermahnte mich energisch und rief bei meinem Vater auf der „Industrie- und Handelsbank“ an. Ergebnis: als ich nichtsahnend nach Hause kam, setzte es eine deftige Tracht Prügel. Fortan interessierte mich das „Sela“ in den Psalmen erst wieder im Studium.]

Am Clemensplatz stand eine von den Quäkern errichtete Holzbaracke. Dort bekamen wir halbverhungerten Kinder von der „Schweizer Spende“ jeden Werktagmittag eine „Schulspeisung“, meistens eine warme Suppe. Ein leerer Bauch studiert ja auch nicht gern! So war das für uns der „Lichtblick des Tages“, tat doch der Hunger erbärmlich weh. Mein Vorteil war, dass ich fast gegenüber wohnte. Die Quäker kümmerten sich um die notleidende Bevölkerung. Für uns Kinder geschah in ihrer Baracke spürbare Hilfe.

Schlimm war besonders im Winter 1946/47 die Kälte bei uns zu Hause. Für uns waren in der Dienstwohnung der Bank von der Post drei im Hinterhaus gelegene Räume frei gemacht. Der Zugang zu unseren Räumen war nur durch die Postbüros möglich, die erst später in die Bank im Erdgeschoss verlegt wurden.

Der erste Raum unserer Wohnung war also die Küche. Die Wand zum abgebrannten „Hotel zur Post“ war nichts weiter als die übriggebliebene „Brandmauer“, die mit ihren vielen Rissen keinerlei Kälte abhielt. An manchen Tagen stieg die Raumtemperatur trotz glühender Herdplatten nicht über +4° C. Wenn bei Nacht das Feuer mangels Brennstoff erloschen war, sank die Temperatur auf Minusgrade. An der Steppdecke bildete sich von der Atemluft eine Eiskruste. Morgens war oft eine dicke Reifschicht an der Küchenwand beim Herd. Wenn zu Beginn des Frühjahrs 1947 tagsüber das Zimmerthermometer auf +10° kletterte, waren wir schon glücklich.

In diesem Winter wurden auf Vorschlag der Kirchen und anderer sozialer Institutionen fast verhungerte Kinder mit einem Holzvergaserbus nach Manderscheid in der Eifel gefahren. Dort wurden wir in der Jugendherberge einquartiert. Die Schlafsäle waren mit „amerikanischen Feldbetten“ ausgestattet: zusammenklappbare mit Segeltuch bespannte Pritschen. Ich hatte einen „Leinenschlafsack“ als Bettwäsche mit. Statt Steppdecken gab es für jeden zwei Wolldecken. Klar, dass ich nachts in den ungeheizten Räumen erbärmlich froh und auch unter Asthma litt!

Aber: wir wurden mit amerikanischen Spenden durchgefüttert, d.h. wir durften uns endlich einmal satt essen. Die Folge war zunächst bei den meisten von uns Durchfall, auch bei mir. Als Aufsichtspersonen und Betreuer waren Koblenzer Lehrer mit, die natürlich auch von dem für unsere Verhältnisse guten Essen profitierten. Sie hielten eine Art Schulunterricht. Von ihnen lernten wir auch Lieder, deren Herkunft mir heute sehr zweifelhaft erscheint: vom Kampf der Kosaken gegen die „Roten“ u.ä.! Wanderungen führten über Schnee und Eis zu den Manderscheider Burgen, zum Mosenberg und zum Meerfelder Maar. Letzteres war noch zugefroren und ermöglichte uns „Schlitterpartien“ auf dem Eis.

Langsam kam der Vorfrühling mit Tauwetter und ersten wärmenden Sonnenstrahlen. Da sass ich mit meinem „Kleinen Katechismus“ von D. Martin Luther vor der Jugendherberge in der Sonne und paukte die Erklärungen der „Hauptstücke“ für die bevorstehende Konfirmandenprüfung. Dann schlug die Stunde der Heimfahrt. Andere Kinder sollten an unserer Stelle durchgefüttert werden. Wieder tuckerte der Holzvergaserbus durch die zerstörte Eifel in Richtung Koblenz. Vor allem die Straßen befanden sich in einem traurigen Zustand:

1) „Sela“: vermutlich ein musikalisches Zeichen für den Chorleiter im Tempel.

von Panzern zerwühlt, von Bomben und Granaten aufgerissen. Nur die Hauptstraßen waren notdürftig wiederhergestellt.

Zu Hause gab es eine Riesenüberraschung: die schriftliche Benachrichtigung, dass wir im Rathaus am Jesuitenplatz ein CARE-Paket abholen können. Gustel und ich schlepten die schwere Liebesgabe amerikanischer Christen mühsam nach Hause. Der Draht, mit denen die wasserdichten Pakete zusammengeschnürt waren, schnitt böse in die Finger ein, aber das störte uns nicht. Das Auspacken war ein Fest!!! Zunächst bestand der Inhalt dieser Pakete aus „Rationspackungen“ der US-Streitkräfte. Später wurde er „ziviler“. Ein „Fest“ war solch ein Paket aber immer!

So konnte für meine Konfirmation an Pfingsten 1947 ein Kuchen gebacken werden. Inzwischen war aus Detroit (Michigan) auch ein Paket mit Kleidungsstücken bei uns angekommen. Ein dunkelgrüner Mantel wurde von unserer Schneiderin zum Konfirmationsanzug umgearbeitet.

Die Konfirmandenprüfung erwarteten wir mit viel Zittern und Zagen. Ich glänzte mit dem Ergebnis meiner Paukerei in Manderscheid, so dass ich bald von Pfarrer Rott nichts mehr gefragt wurde. Den Konfirmationstag in St. Florin an Pfingstsonntag 25. Mai 1947 empfand ich als sehr bewegend. Text der Konfirmationspredigt war Konfirmationsspruch (1. Tim. 6,12)!

Nach dem Gottesdienst wurden wir zusammen mit Pfarrer Rott von - glaube ich - Rev. Maxwell fotografiert, einem mit Rott befreundeten amerikanischen Geistlichen, der Hilfsmaßnahmen koordinierte.

An der Kirchentür drückte mir der Vater eines Mitkonfirmanden, Besitzer einer Fahrradwerkstatt („Fahrrad-Franz“), eine Zigarre in die Hand mit den Worten: „Du bist ja jetzt erwachsen!“ Ich halbe Portion! Vater wehrte energisch ab. Später tat es ihm bestimmt leid: er hätte sie ja selbst rauchen können!

Eine Konfirmandenfreizeit fand in Womrath im Hunsrück statt, in der ehemaligen Gemeinde des von den Nazis in Buchenwald ermordeten Pfarrers Paul Schneider. Ob vor oder nach unserer Konfirmation, das weiß ich nicht mehr. Wir wurden auf Bauern zum Übernachten im Heu oder in Betten verteilt und gut gepflegt. Mancher von Steckrüben mit Kartoffeln und glitschigem Maisbrot „verwöhnte“ Magen reagierte empfindlich auf die bäuerliche Normalkost, auch meiner.

In jener Zeit „besserten“ wir unsere Verpflegung auch mit den Gaben der Natur auf: Zur Herbstzeit sammelten wir im Stadtwald Bucheckern, die wir zu Hause von ihren Schalen befreiten. Für eine bestimmte Menge Bucheckernkerne gab es dann ein Viertel Liter Öl. Später benutzten wir ein „Bucheckernsieb“: Es wurde mit einer Stütze schräg aufgestellt. Dann schaufelten wir das Herbstlaub auf dieses Sieb. Das Laub fiel vor dem Sieb zu Boden, die Bucheckern dahinter. Um sie besser aufzusammeln zu können, hatten wir hinter das Sieb eine Decke oder einen alten Sack gelegt. Auch ging es im Frühherbst „in die Himbeeren“ und Brombeeren, die für den Winter eingeweckt wurden. Geliebt habe ich diese Tätigkeiten nicht. Aber es musste sein!

Zur Zeit der Apfelernte fuhr ich zuweilen in aller Herrgottsfrühe, lange vor Schulbeginn mit dem Zug vom Hauptbahnhof nach Güls und ging dort mit einem Klassenkameraden Falläpfel sammeln. Da wir nicht die einzigen Sammler waren und manchmal ganze Bäume leer geplündert wurden, war uns natürlich der nur mit einem Stock bewaffnete „Flurschütz“ auf den Fersen. Ich gebe zu: manchmal verhalf auch ich mir durch einen Tritt gegen den Baumstamm zu einem erhöhten Anfall von Falläpfeln. Dabei entzog ich mich einmal der Verfolgung durch den Sprung aufs Trittbrett eines abfahrenden Zuges.

Als Konfirmand ging ich in der „Quäker-Baracke“ am Clemensplatz zu den Abenden der „Gemeindejugend“. Anfangs wurde sie von Pfarrer Rott geleitet. Er veranstaltete einen Wettbewerb derer, die die ganze Bergpredigt auswendig gelernt hatten. Welche Preise es für die drei „Ersten“ vorgesehen waren, weiß ich nicht mehr. Sie hatten jedenfalls einen „ideellen Wert“. Diese Prüfung war härter als die Konfirmandenprüfung vor der versammelten Gemeinde. Wir bekamen Kapitel und Verse aus Matthäus 5-7 zugerufen und mussten dann sofort die fragliche Stelle aufsagen. Ich bekam „nur“ den zweiten oder dritten Preis. Der erste Preis ging - natürlich! - an ein Mädchen von der Hildaschule.

Gesungen wurde auch. Rotts „Lieblingslied“ war: „*Die Vintschgauer wollten wallfahrten gehn ...*“ Viele Jahre später wurde mir klar, was es mit dem „St. Florians-Prinzip“ auf sich hat: „*O heiliger Sankt Florian,*

Erinnerungen

verschone unsre Häuser, zünd' andre dafür an ... Auch andere „nichtgeistliche“ Lieder u.a. aus der „Maultrommel“¹, wurden gesungen

Für Pfarrer Rott war bald die Arbeit allein nicht mehr zu schaffen, weil immer mehr Rückkehrer den Weg nach Koblenz fanden. Pfarrer Gladischevski war nach Pfaffendorf versetzt worden. Pfarrer Hennes ging nach der Konfirmation 1947 nach Engers(?). So kam Pfarrer Gerlach als zweiter Pfarrer ins Nachkriegs-Koblenz. Er war zunächst auch für die Jugendarbeit zuständig.

In der „Quäkerbaracke“ brachte er uns u.a. das Lied bei:

„Kommt her, des Königs Aufgebot, die seine Fahne fassen, dass freudig wir in Drang und Not sein Lob erschallen lassen. Er hat uns seiner Wahrheit Schatz zu wahren anvertrauet. Für ihn wir treten auf den Platz, und wo's dem Herzen grauet, zum König aufgeschauet!“

(EKG 224, fehlt im EG; Text von Philipp Spitta, Melodie von Heinrich Schütz)

Gerlach war, wenn ich mich recht besinne, der „Ästhet“ unter den Koblenzer Pfarrern. Seine anspruchsvollen Predigten fanden ihre Liebhaber. Für uns Kinder waren sie meist zu hoch. Oft brachte er als Gebet - selbstgemachte(?) - Gedichte. Ein Vers ist mir in Erinnerung geblieben, er gehörte wohl zum Sündenbekenntnis:

*„Ob ich dich suchte, weiß ich nicht.
Ich kam zu dir wie hingeweht,
wie einer, der im Schatten steht
und aus dem Dunkel tritt ans Licht.“*

Im Sommer 1947 - oder vielleicht schon 1946 - sprach Pastor Martin Niemöller in St. Florin über das Thema „*Kollektivschuld*“. In der „Stuttgarter Erklärung“ vom 19. Oktober 1945 hatte der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland gegenüber Vertretern des „Ökumenischen Rates der Kirchen“ die sogenannte „Stuttgarter Erklärung“ abgegeben. Darin heißt es u.a.:

„Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Was wir unseren Gemeinde oft bezeugt haben, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat; aber wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben. Nun soll in unseren Kirchen ein neuer Anfang gemacht werden. Gegründet auf die Heilige Schrift, mit ganzem Ernst ausgerichtet auf den alleinigen Herrn der Kirche, gehen sie daran, sich von glaubensfremden Einflüssen zu reinigen und sich selber zu ordnen. Wir hoffen zu dem Gott der Gnade und Barmherzigkeit, dass er unsere Kirchen als sein Werkzeug brauchen und ihnen Vollmacht geben wir, sein Wort zu verkünden und seinem Willen Gehorsam zu schaffen bei uns selbst und bei unserem ganzen Volk.“²

Dass Niemöller in *diesem* Sinne von „Kollektivschuld“ sprach, wurde von vielen Menschen auch in Koblenz weder verstanden noch akzeptiert. Niemand wollte mehr „angeklagt“ werden. Die Spruchkammerverfahren waren doch so gut wie beendet. Schließlich glaubten auch die „Flüchtlinge“ (Vertriebenen) aus dem deutschen Osten, genug gebüßt zu haben für etwas, das sie nicht verschuldet hatten. Was also sollte das „Wühlen in der Vergangenheit“? Auch die RHEINZEITUNG ging meiner Erinnerung nach in ihrem Bericht über diesen Abend nicht gerade freundlich mit Niemöller um.

Weithin unbekannt ist übrigens, dass sich der Rat der EKd im Frühjahr 1946 nach der „Stuttgarter Erklärung“ und der Wiederaufnahme der deutschen Evangelischen Kirche in die ökumenische Gemeinschaft an den „Alliierten Kontrollrat“ und die UNO wandte. Er verwahrte sich gegen die Vertreibung von „*Millionen von Deutschen aus dem Osten und Südosten Europas in die gegenwärtigen Grenzen Deutschlands*“ hinein. Gleichzeitig deutete er an, „*auf welche Weise der Abtransport aus dem Osten nach allen bisherigen Erfahrun-*

1) Jugendliederbuch, (evtl. der Pfadfinderjugend?)

2) Zitiert aus „Das Wort der Kirche zu politischen Tagesfragen“, Hrsg. im Auftrag des Militärbischofs durch Evangelisches Kirchenamt für die Bundeswehr 1968, S. 4 f.

gen vor sich gehen wird.“ Er erinnerte an die Versicherung, „*dass es nicht die Absicht der alliierten Mächte sei, das deutsche Volk dem dauernden Elend preiszugeben.*“¹⁾ Mutige, offene Worte, die meines Wissens damals kein Politiker öffentlich wagte. Das ist heute leider alles vergessen.

Ich fürchte ohnehin, dass viele Deutsche bis heute nicht das Ausmaß des Elends begriffen haben, das von den Nazis im Namen unseres Volkes über die Menschheit und unser Volk gebracht wurde. Und sie begreifen oft auch nicht, dass es die *Schuld der Nationalsozialisten* ist, wenn uns im Osten große deutsche Gebiete für immer weggenommen wurden. Stalin hatte als Sieger mit Duldung der Westalliierten (gegen den Protest Churchills?) die polnischen Ostgrenzen ziemlich weit nach Westen geschoben. Die Polen wurden für diese Vertreibung aus *ihren* „Ostgebieten“ mit den Gebieten bis zur „Oder-Neiße-Linie“ „entschädigt“. Vertriebene sind auch sie.

Als Martin Niemöller in der Folgezeit versuchte, Brücken auch über den „Eisernen Vorhang“ hinweg zu bauen, galt er bei den meisten bundesdeutschen Politikern vor allem auch der CDU als ein „Roter“ („Verräter“). Welche Rolle er in der „3. Welt“ spielte, wurde mir erst im Studium deutlich. An der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal referierte er im Sommersemester 1952 über die kommenden Probleme der „3. Welt“. Später erfuhr ich, dass in Indien von „Two great N“ gesprochen wurde: Nehru und Niemöller!

Im September 1947 nahm ich an einer Zeltfreizeit in Heyweiler bei Gödenroth teil. Sie wurde von Pfarrer Dr. Rudolf Thomas, Gödenroth geleitet. Untergebracht waren wir in irgendwoher „organisierten“ amerikanischen „Zwei-Mann-Zelten“ bzw. in alten Wehrmachtzelten aus Dreieckszeltbahnen. Nachts wurde es schon empfindlich kühl. Die Verpflegung klappte nicht richtig. Die Bauern waren wohl geiziger als gedacht.

So gruben wir nachts auf den Äckern halbreife Kartoffeln aus und brieten sie an Stöcken über offenem Feuer. Dabei richteten wir sicherlich einigen Flurschaden an. Unter dem Strich wäre es für die Bauern billiger gekommen, hätten sie uns etwas Ordentliches zu essen gegeben. Wegen der Trockenheit hätten wir obendrein einen Waldbrand verursachen können.

Auf dieser Freizeit hatte ich mein „Turnerlebnis“²⁾ mit der Erkenntnis: „*Bei dir gilt nichts denn Gnad' und Gunst, die Sünde zu vergeben. Es ist doch unser Tun umsonst, auch in dem besten Leben.*“

Zunächst war ich durch mein „Bekehrungserlebnis“ von großer Freude geradezu beschwingt und schwebte auf „Wolke 7“! Aber „RuThom“³⁾ warnte mich:

„Dieses Gefühl wird nicht lange anhalten! Du wirst wieder hinfallen und dich mit Zweifeln herumschlagen. Dann aber bleib' nicht liegen, sondern steh wieder auf und geh deinen Weg mit Jesus weiter!“

Zu Hause erzählte ich freudestrahlend von meiner Erfahrung unter dem Motto „Wes das Herz voll ist ...“. Unsere inzwischen von Winterburg im Hunsrück nach Koblenz gekommene „Vikarin“ Milly Schröder sprach mich daraufhin an, ob ich mit Gustel in den Kindergottesdiensthelferkreis kommen wolle.

Irgendwie störte mich, dass Frau Schroeder sich nicht „Pfarrerin“ nennen durfte. Schließlich hatte sie ja das zweite Examen hinter sich und für den zur Wehrmacht eingezogenen Pfarrer dessen Stelle in schwerer Zeit treu verwaltet. Trotzdem gab es aber in der Koblenzer Gemeinde eine riesige Aufregung: eine *Frau auf der Kanzel!* Einige argumentierten mit der Bibel (1. Kor. 14,33f.): „*Wie in allen Gemeinden der Heiligen sollen die Frauen schweigen in der Gemeindeversammlung ...*“ Andere fürchteten, ihre Stimme sei zu schwach für Florinskirche und Christuskirche.

Frau Schroeder wurde m.W. für „Sonderaufgaben“ eingesetzt: Evang. Unterweisung an Höheren Schulen, Kindergottesdienst- und Mädchenarbeit, Krankenhausseelsorge auch an den geschlechtskranken Frauen in „Maria Trost“.

1) „Das Wort der Kirche zu politischen Tagesfragen“ a.a.O. S. 48f.

2) „Turnerlebnis“ im Gartenturm der „Grauen Klosters“ in Wittenberg erkannte Luther beim Nachdenken über Römerbrief Kap. 1ff. die „Rechtfertigung des Sünders allein durch die Gnade Gottes“.

3) „RuThom“ = Rudolf Thomas. Damals wurden in der Evangelischen Jugend die Namen von Mitarbeitern auf diese Weise abgekürzt, z.B. KaKo = Karl Koch.

Erinnerungen

Etwas seltsam war mir mit meinen jungen vierzehn Jahren dann doch schon zu Mute, als sie mich als Kindergottesdiensthelfer in Dienst stellte. Aber warum nicht! Nach anfänglichem Lampenfieber machte mir die Arbeit Freude. Als Nächstes fragte sie mich einmal nach einer Kindergottesdienstvorbereitung unter vier Augen:

„Du gehst doch auf die Höhere Schule. Willst du Abitur machen?“

„Hm ja, eigentlich ja!“

„Weißt du denn schon, was du werden willst?“

„Nöö, darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht!“

„Du weißt doch jetzt, worum es geht. Willst du da nicht Pfarrer werden und das Evangelium weitersagen?“

„Wie iiiich????“ Ich war völlig perplex!

Nun ja, zu Hause erzählte ich von dem Gespräch. Gleich wurde die Sache konkret. Vater meinte:

„Da musst du aber das Latinum *und* das Graecum haben, und Letzteres kannst du nicht bei den ‚Reälern‘ machen!“

Hoppla, das war ja eine ganz neue Perspektive! Aber noch mehr lernen?!!

Ein paar Tage später: Der Flur vor unserem Klassenraum war durch einen Bombentreffer „weggrasiert“. Darum mussten wir „Reäler“ durch die „humanistische“ Parallelklasse hindurch gehen. Nun kam aber einmal unser Fachlehrer nicht. So herrschte bei uns „Hochstimmung“. Da riss Studienrat Pannhausen, der Klassenlehrer der g-Klasse (Humanisten), die Tür auf und verpasste uns wegen der Störung seines Unterrichts einen heftigen „Anpiff“. Es half nichts: wir mussten unsere Sachen zusammenpacken und nach nebenan zu den „Humanisten“ kommen. Sie hatten Lateinunterricht. Natürlich waren sie uns weit voraus, da sie schon in der Sexta damit angefangen hatten.

Dementsprechend gaben wir uns ohne weiteres Interesse der verlangten „stillen Beschäftigung“ hin. Ich begann mit meinen Hausaufgaben. Immerhin hörte ich nebenbei zu, da wir ja nun auch die Anfangsgründe von Latein lernten. Als die Kameraden der Parallelklasse einmal nicht sofort mit der richtigen Antwort herauskamen, meldete ich mich, und hatte tatsächlich richtige Antwort parat.

Die Reaktion von Studienrat Pannhausen erschreckte und verblüffte mich.

„Stüber“, rief er laut, „was hast du bei den ‚Reälern‘ zu suchen? Dein Vater, dein Onkel und dein Bruder, waren bei den ‚Humanisten‘! Warum nicht auch du?“

Ich mochte nicht sagen, dass 1943 der „Familienrat“ (einschließlich Bruder Fritz) meine Fähigkeit bezweifelte, den humanistischen Zweig unserer Schule zu besuchen. Zudem verrieten die Blicke der anderen „Reäler“, dass sie mich für einen „Streber“ hielten. Das war im höchsten Maße ehrenrührig.

Beim Mittagessen zu Hause erzählte ich beiläufig von diesem Vorfall. Vater meinte:

„Wenn du Pfarrer werden willst, dann hättest du schon beim Abitur dein Graecum!“ Ähnlich muss sich vorher schon Pfarrer Rott geäußert haben. Jedenfalls wurde mir jetzt die Pistole auf die Brust gesetzt:

„Willst du nun Pfarrer werden, oder ist das nur eine Schnapsidee?“

Ich brummelte eine halbe Bejahung vor mich hin, und schon fielen die Würfel: im Handumdrehen fand ich mich im vorderen Klassenraum wieder. Pannhausen fragte nur: „Na, bist du jetzt vernünftig geworden?“

Zunächst kam ich mir aber sehr unvernünftig vor: von Griechisch hatte ich überhaupt keine Ahnung, und meine richtige Antwort im Lateinunterricht war schlicht ein Zufallstreffer. Studienrat Pannhausen empfahl mir einen alten pensionierten Lehrer in Koblenz-Horchheim für den nötigen Nachhilfeunterricht. So pilgerte ich zusätzlich zu den normalen Hausaufgaben fast jeden Nachmittag nach Horchheim.

Entweder ging ich über die Pfaffendorfer Behelfsbrücke und fuhr dann mit der rechtsrheinischen Straßenbahn nach Horchheim, Oder ich fuhr mit der wieder in Betrieb genommenen Straßenbahn vom Clemensplatz zum „Schützenhof“ und marschierte dann auf dem Bahndamm und über die Horchheimer Behelfsbrücke, die außer einem Streckenwärterpfad (nur zwei Bretter breit) keinen Fußgängerweg hatte. Zwischen den Schwellen und rechts und links konnte ich auf „Vater Rhein“ schauen, zu dem es „zig“ Meter in die Tiefe ging.

Der Weg über die Horchheimer Brücke hatte außer der ersparten Strecke noch einen weiteren Vorteil: auf dem linksrheinischen Bahndamm wartete ich beim Rückweg oft einen der Koks beladenen Güterzüge nach Lothringen ab und rief dem Heizer auf der Lok zu, er möchte mir doch bitte ein paar Brocken Kohle herab werfen. Da landete zuweilen ein ansehnlicher Brocken Steinkohle vor meinen Füßen.

Ich räumte die Bücher aus meinem Ranzen und packte die Kohlen hinein, um auf dem Weg nach Hause nicht aufzufallen. Die Polizei hätte mir ja niemals geglaubt, dass ich mir die Kohle redlich erbettelt und nichtgeklaut hatte. Sie war in dem kalten, langen Winter eine wahre Gottesgabe. Darum wurde mein Ranzen nach dem Kohletransport von Mutter auch stillschweigend gründlich gereinigt.

Im Frühsommer 1948 wurde Vater unruhig. Er ermahnte mich, möglichst schnell den Anschluss in Griechisch und Latein zu schaffen. Es würde wohl bald etwas mit dem Geld passieren. Dann könne er mir die Nachhilfestunden nicht mehr bezahlen. Irgendwann Mitte Juni meinte dann mein Nachhilfelehrer:

„Du bist jetzt so weit gekommen. Eigentlich müßtest du den Rest ohne mich schaffen!“

Am darauf folgenden Samstag kam Vater von der IHB¹ heim und sagte: „Morgen ist es so weit!“

Umgehend kaufte ich am Postschaltern im Schalterraum der Bank von meinen spärlichen „Reichsmark-Beständen“ alle Arten von gültigen Briefmarken aus dem rheinischen Teil der französischen Besatzungszone. Am Vormittag des 20. Juni 1948 standen wir nach dem Gottesdienst in einer langen Schlange vor der Ausgabestelle der „Deutschen Mark“ und empfingen unser „Kopfgeld“: DM 40,00 pro Person. Die Scheine glichen sehr der amerikanischen Währung.

Später konnte noch mehr Geld umgetauscht werden im Verhältnis 1:10 (1,00 DM = 10,00 RM). So waren auch alle Ersparnisse auf 10% ihres alten Wertes zusammen geschrumpft. Ein harter und schmerzlicher Schnitt. Denn im Krieg waren die Notenpressen der Reichsbank „heiß“ gelaufen. Ein Gegenwert für das im Umlauf befindliche Geld war nicht mehr gegeben. Groschen und Pfennige bestanden auch nur noch aus Leichtmetall statt aus Messing und Kupfer.

VII. Nach der Währungsreform.

Was das ungewohnte neue Geld nach der „Währungsreform“ bringen würde, wussten wir nicht. Hoffnung war damals noch ein sehr zartes Pflänzchen. Aber wenn alles so weiter gehen würde wie bisher, wozu dann der finanzielle Aderlass für uns alle, abgesehen von den vielen Schiebern, Schwarzhändlern und Spekulanten?

Doch Erstaunliches geschah: Plötzlich waren Dinge in den Schaufenstern zu sehen, von denen wir vorher nur träumen konnten. Aber auch jetzt blieben sie zunächst Träume, denn mit 40,00 DM „Kopfgeld“ waren keine „großen Sprünge“ zu machen. Immerhin: bald gab es sogar Kaugummi zu kaufen, der Streifen zu 50 Pfennig. Egal! Früher gab es Kaugummi bestenfalls als Geschenk von amerikanischen -Soldaten oder in den ersten CARE-Paketen. Nun konnte man es in deutschen Geschäften kaufen.

Allmählich regte sich das „Wirtschaftswunder“. Die französische Besatzungszone wurde im April 1949 der am 1. Januar 1947 aus den angelsächsischen Besatzungszonen gebildeten „Bizone“ angegliedert. Überall trällerte man den Karnevalsschlager: „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien ...“ Die SBZ² kam nicht dazu. Im Gegenteil: wenige Tage nach der westlichen Währungsreform wurde auch im Osten eine Währungsreform durchgeführt. Damit war die Zweiteilung Deutschlands praktisch vollendet.

Auf die Einführung der D-Mark in den Westsektoren Berlins reagierte die sowjetische Seite am 24. Juni 1948 mit der bis zum 12. Mai 1949 andauernden Blockade Westberlins. General Lucius D. Clay, der amerikanische Militärgouverneur und Stadtkommandant von Berlin, veranlasste die Einrichtung einer „Luftbrücke“ zur Versorgung der Westberliner Bevölkerung. Neuer Krieg lag in der Luft.

Den Westberlinern wurde mit allerlei Schikanen (u.a. Abstellen des Stromes) zugesetzt. Sie mussten durch die Schaffung eigener E-Stadtwerke unabhängig gemacht werden. Bang verfolgten wir die Versuche, auch

1) IHB : Industrie- und Handelsbank; der neue Name für die einstige „Dresdner Bank“

2) Sowjetische Besatzungszone.

Erinnerungen

Konvois der westalliierten Truppen nicht über die „Transitautobahn“ nach Berlin fahren zu lassen. Was waren wir erleichtert, als nach etwa einem Jahr der Spuk ein Ende hatte!

Am 8. Mai 1949 nahm das Plenum des von den Bundesländern gewählten „Parlamentarischen Rates“ in Bonn das Grundgesetz an. Alle (westdeutschen) Landtage mit Ausnahme Bayerns stimmten zu. Am 12. Mai 1949 genehmigten die westlichen Besatzungsmächte dieses Grundgesetz. Eine neue demokratische und „provisorische“ Verfassung trat damit für (West-) Deutschland in Kraft.

Übrigens: Das Bundesland Rheinland-Pfalz war am 30. August 1946 durch Verordnung der französischen Militärregierung aus den Regierungsbezirken Koblenz und Trier, den Teilen der ehemaligen preußischen Rheinprovinz in Hessen (u.a. Kreis Wetzlar), dem linksrheinischen Teil Hessens (Rhein Hessen) und der früheren bayrischen Pfalz gebildet worden. Landeshauptstadt war bis 1950 Koblenz. Später wurde Mainz Landeshauptstadt gemacht. Auch das Studio Rheinland-Pfalz des Südwestfunks wurde von Lützel nach Mainz verlegt.

Nachdem die Quäker 1947 oder 1948 Koblenz verlassen hatten, stand ihre Baracke am Clemensplatz leer und wurde irgendwann (1949?) hinter die Ruine der Christuskirche umgesetzt. Aus der „Quäkerbaracke“ war die „Jugendbaracke“ geworden. Hier fand vor allem die zunehmende Jugendarbeit der Kirchengemeinde statt. Die Mädchenarbeit wurde von Fräulein *Biermann* vom MBK Gelnhausen und von *Schwester Luise* durchgeführt. Irgendwann in dieser Zeit wurde auch *Heinrich Fries* als Jugendsekretär eingestellt. Er war am Johanneum in Wuppertal-Barmen ausgebildet worden.

In der Kirchengemeinde ergaben sich weitere Veränderungen. Der Jungengreis traf sich oft in der Rizzastraße auf dem Schutthaufen des ehemaligen Pfarrhauses Gladischewski (Gladischewski war jetzt in Pfaffendorf). Wir klopfen wie die Trümmerfrauen den Mörtel von einigermaßen heilen Ziegelsteinen. Manchmal trafen wir dabei die Daumen, die dann blau anliefen. Die Hände wurden rau und rissig.

Die „geputzten“ Steine wurden zur Ruine der Christuskirche geschafft. Dort mauerte Gustels künftiger Schwiegervater Peter Prinz aus der Emil-Schüller-Straße die beiden Öffnungen unter der großen Empore zum zerstörten Kirchenschiff zu. Auf die große Empore darüber kam ein Notdach, und fertig war der „Kirchsaal“ der Christuskirche. Er war für die Vorstädter leichter zu erreichen als St. Florin in der Altstadt. Das Datum seiner Einweihung weiß ich leider nicht mehr. Heute ist er das „Café Atempause“. Die Trennmauern sind durch Falttüren ersetzt.

Der Jugendkreis (Jungengreis) unternahm im Sommer 1949 eine Radtour durch die Eifel. Gustel stellte mir ihr Damenfahrrad zur Verfügung. So konnte ich mitfahren. Zuerst ging es zum Laacher See. Trotz der mitgeführten Zelte versuchten wir aber, in Scheunen zu übernachten. Die erste Nacht schliefen wir in einer Scheune in Gleys, Wehr oder Weibern. In der zweiten Nacht fanden wir in Nürburg einen Unterschlupf im Heu.

Von dort ging es über die immer noch fürchterlich zugerichteten Straßen nach Daun. Manchmal mussten wir von der jetzigen B 257 bei Kelberg über die Böschung in den Wald ausweichen. So schlugen wir uns bis Daun durch. Von da ging es über Gemünden Richtung Üdersdorf. Auf einer Waldwiese an einem Hang rechts schlugen wir nun unsere Zelte auf. Es waren Zelte aus den alten Wehrmachts-Dreieckszeltbahnen, die auch als „Poncho“ getragen werden konnten. Dazu kamen, o Wunder, ein paar amerikanische Zweimann-Zelte, in denen etwas mehr Platz war. Wohlweislich umgaben wir unsere Zelte mit Wassergräben. Man konnte ja nie wissen! Pfarrer Gerlach kam mit anderen dazu, wahrscheinlich per Bahn, und kampierte ebenfalls in einem Zelt.

Nachts wurde es manchmal recht ungemütlich. Wir lagen auf dem harten Boden, ohne Luftmatratze und ohne Schlafsack, nur mit Decken. Gelegentlich schnuffelten und grunzten Wildschweine um unser Lager herum. Ein andermal gab es ein schweres Gewitter mit derartigem Regen, dass das Wasser durch die Zelte lief. Wenn man die Zeltbahn auch nur berührte, begann es dort alsbald zu tropfen. Immerhin: aufregend und schön war es doch.

Wir Radfahrer fuhren dann über Ulmen nach Cochem ins Moseltal und weiter nach Koblenz zurück. Da ich körperlich doch recht schwächlich war, mussten mir die anderen zuweilen helfen, etwa beim Schieben des schwer gepackten Rades an einer Steigung. So war ich doch froh, als wir endlich wieder zu Hause ankamen.

Nach dem Inkrafttreten des Grundgesetzes 1949 wurde der württembergische FDP-Politiker Prof. Dr. Theodor Heuss zum ersten Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland gewählt. Er hielt nach seiner Ver-

eidigung vor dem parlamentarischen Rat, dem späteren Bundestag, eine bemerkenswerte Rede. Er zitierte darin im Blick auf die Nazi-Zeit das Bibelwort: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“ (Sprüche 14,34) ¹

Während dieser im Rundfunk übertragenen Rede saßen wir am Küchentisch und verlasen neu eingekaufte Linsen: Käfer, Maden, sowie angefressene Linsen wurden aussortiert. Manche Linsen „flohen“ vor dieser „Auslese“ und verschwanden dennoch im Abfall. Die heute unvorstellbare Verunreinigung der Hülsenfrüchte zeigt, dass die Verhältnisse damals noch nicht ganz normal waren.

Meinen Übergang vom Realprogymnasium auf den humanistischen Zweig des „Görres-Gymnasiums“ hatte ich noch längst nicht verkraftet. Im Griechischen war ich mit meinen Klassenkameraden „auf gleich“. Bei Latein sah es schon anders aus. Am schlimmsten aber war mein Absturz in Mathematik. In der „r-Klasse“ war ich einer der Besten. In der „g-Klasse“ krebste ich am unteren Limit herum.

Größere Veranstaltungen der Kirchengemeinde wie Konzerte etc. fanden natürlich in St. Florin statt. Hinter der hohen Trennwand begann später der Wiederaufbau des gotischen Hochchors. Konzertierte wurde auf der Orgelempore. Sie bot hinreichend Platz für Chor, Solisten und Instrumentalisten. Und immer noch wurden Darbietungen des Chores vom Südwestfunk aufgenommen, allerdings mit den bekannten „lästigen Begleiterscheinungen“: Wenn der Toningenieur draußen im „Ü-Wagen“ etwas auszusetzen hatte, klingelte ein altes Feldtelefon mit Kurbel. Und alle stöhnten wir: „Nicht schon wieder!!“

Entweder waren wir mit der Tonhöhe „abgesackt“, oder er hatte eine andere Unreinheit oder störende Geräusche auf dem Band. Also mussten wir dann von vorne anfangen. Doch die Mühe war es wert. Als wir später im Radio die Kantaten „Das neugeborne Kindelein ...“ und „In dulci jubilo ...“ von Dietrich Buxtehude hörten, waren wir stolz. Von Vincent Lübeck wurde die Kantate „Willkommen, süßer Bräutigam ...“ eingeübt. An einigen für den Sopran extrem hohen Stellen ließ Frau Schormann meine Mutter und mich praktisch allein singen, da wir beide die extremen Höhen stimmlich meisterten.

Für die Passionszeit bereiteten wir die „Matthäuspassion“ später auch die „Johannespassion“ von Heinrich Schütz vor. Ein andermal studierten wir die Kantate „Fürwahr, er trug unsere Krankheit ...“ (Jes. 53) von Buxtehude ein. Höhepunkt war für mich von J. S. Bach die „Kreuzstabkantate“ (BWV 56) für Bariton Solo. Wir sangen den Schlusschoral „Komm, o Tod, du Schlafes Bruder ...“ Das Bariton-Solo sang der HNO-Arzt Dr. Reuter vom Stifts Krankenhaus.

Vom Chorgesang unter Frau Schormann habe ich auch stimmlich sehr profitiert. Eine Pause wegen des „Stimbruchs“ habe ich nie eingelegt. Vielmehr geriet ich vom Knabensopran über den Knabenalt und den Tenor schließlich in den tiefen Bass. So habe ich manches in den Jahren bis zum Studienbeginn 1952 mitgesungen. Viele Choräle singe ich dank dieser Zeit noch heute im Gottesdienst ohne Gesangbuch mit. Übrigens saß ich oft bei Edith Schormann auf der Orgelbank zum „Umblättern“, außer wenn ich mit meinem Vater (ungern) den Klingelbeutel sammeln musste. So lernte ich, Noten beim Orgelspiel mitzulesen.

Als „Diakoniekirchmeister“ war Vater für die Kollekten zuständig. Er trug sie im Kollektenbuch ein und nahm sie mit nach Hause. Es lag ja nahe, sie sicher in der „Bank“ unterzubringen. An großen Feiertagen musste die ganze Familie beim Geldzählen helfen. Von den einzelnen Münzen und Geldscheinen wurden immer „Zehnerhäufchen“ zum Rollen aufgeschichtet. Das erleichterte das Zählen. Grausam aber war die erste Zeit nach der Währungsreform, in der es noch keine Münzen gab, sondern Fünf-, Zehn- und Fünfzigpfennigscheine.

Sie landeten meist zerknüllt im Klingelbeutel oder auf dem Kollektenteller. Und so war unsere Familie z.B. bis in den späten Heiligen Abend hinein damit beschäftigt, diese zerknüllten Scheinchen zu glätten und die „Eselsohren“ zu beseitigen. Vater nannte das scherzhaft „Geldscheine bügeln“. Wir fanden es weniger lustig. Während dieser - ungeliebten - Arbeit hörten wir am Heiligen Abend im Radio den päpstlichen Weihnachtssegens „urbi et orbi“. Vom damit verbundenen „Ablass“ aber hatten wir nichts. Als die Scheine endlich durch Münzen

1) Da merkte man noch etwas von den heute längst vergessenen christlichen Wurzeln des deutschen Liberalismus (Friedrich Naumann!)

Erinnerungen

ersetzt waren, wurde es leichter. Und ich lernte, je fünfzig Stück der jeweiligen Münzen sauber zu rollen. Ein wenig ist von dieser ganzen Pedanterie in Gelddingen bis heute auf mich über gegangen.

Unvergesslich blieb mir der Tag, an dem die Glocken der Christuskirche zum ersten Mal nach Kriegsende wieder läuteten. Leider weiß ich nicht mehr das Jahr. War es 1950 oder 1951? Man hatte den oben noch offenen Turm (ohne Turmhelm) mit einer Betonplatte verschlossen, den im gekachelten Boden des Vorraums steckenden Klöppel der größten Glocke und die anderen Klöppel wieder befestigt. Vorher wurden die Stahlglocken getestet, ob sie ausgeglüht und darum unbrauchbar waren. Sie *waren* brauchbar, und das Geläut wurde auch gleich elektrifiziert.

Als „Glöckner von St. Florin“¹ hatte ich darum gebeten, diese Glocken als Erster einschalten zu dürfen. Das wurde mir großzügig zugestanden. So eilte ich im Dunkeln nach der Christvesper (?) von St. Florin über den „Plan“ und durch die Ruinen der Viktoriastraße zur Christuskirche.

Einen Mordsschrecken bekam ich, als mich ein nordafrikanischer französischer Soldat in die Trümmer zerren wollte. Ich schrie lauthals auf Französisch um Hilfe. Prompt eilte eine Streife der „Police Militaire“ von der Schlossstraße herbei. Der Nordafrikaner verschwand ohne mich in der Trümmerwüste. Zitternd und glücklich zugleich durfte ich dann unter Anleitung das Geläut der Christuskirche in Gang setzen.

Bei uns wurde der Französischunterricht nun auch von französischen Lehrerinnen und Lehrern erteilt, die sich konsequent weigerten, auf deutsche Fragen deutsch zu antworten. Sie sagten einfach: „Expliquez ça en français!“² Da ich mich sehr in die französische Sprache „hineingekniet“ und -gehört hatte, konnten viele nicht unterscheiden, ob da ein französischer oder ein deutscher Junge mit französischen Schimpfworten um sich warf.

Das hatte für mich damals ungeahnte, tiefgreifende Folgen. Meine Schwester Gustel hatte mit einigen anderen über Achtzehnjährigen am 18. Mai 1947 den „Gemischten Kreis“ gegründet. Wir nannten ihn scherzhaft „Eheanbahnungsinstitut“. Teilweise war er das auch! (Auch für mich!)

Irgendwann im Herbst 1950 kamen sie und ich von der Christuskirche. Am Stadttheater kam uns Brigitte Hahn aus Pfaffendorf von St. Florin her entgegen. Sie war gerade achtzehn Jahre alt geworden und damit „reif“ für den „Gemischten Kreis“. Gustel wollte sie anzuwerben. Brigitte lehnte energisch ab, da der Weg abends über die Pfaffendorfer Brücke wegen der Marokkaner³ in den Pfaffendorfer Kasernen für sie zu gefährlich sei.

Meine Schwester ließ diesen Einwand nicht gelten und bot mich als „Geleitschutz“ für den Heimweg nach Pfaffendorf an, obwohl ich noch nicht das „kanonische Alter“ von achtzehn Jahren erreicht hatte. Brigitte stimmte notgedrungen zu, und ich war stinksauer. Schließlich kannten wir uns gegenseitig aus der Jugendarbeit und den Chor und fanden uns gegenseitig herzlich unsympathisch. Wie man sich irren kann!

Im Schuljahr 1949/50 wurde die Versetzung vom Herbsttermin auf den Ostertermin zurückverlegt. Erfolg: Wir waren nur vom Herbst 1949 bis Ostern 1950 Obersekundaner (heute 11. Jahrgangsstufe). Durch den Krieg fehlte uns schon so viel Schulzeit. Nun kam noch fast ein halbes Jahr dazu. Nun wurde unser Realprogymnasium aufgelöst. Die „Reäler“ mussten auf das neusprachliche oder naturwissenschaftliche Gymnasium wechseln. Einige von ihnen kamen zwei Jahre nach mir auch zu den „Humanisten“. Sie hatten es noch schwerer als ich.

Heftig diskutierten wir die im August 1950 aufkommenden Bemühungen der Regierung Adenauer um die Aufstellung von „Verteidigungstruppen“ im Rahmen einer EVG („Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“). Die überwiegende Mehrheit unter uns war strikt gegen einen (west-) deutschen „Verteidigungsbeitrag“. Wir sagten fast alle:

„Soll der Adenauer⁴ doch selbst Soldat spielen, aber ohne mich!“

Andererseits hatte uns politisch Interessierten der Koreakrieg (1950 bis zum Waffenstillstand von Panmunjom 1953) sehr zu denken gegeben. Korea war vom 1905 japanisches „Protectorat“, wurde 1910 dem japanischen Kaiserreich als „Generalgouvernement“ einverleibt und 1929 japanische Provinz. Die Koreaner

1) Ich hatte immer die einzige Glocke geläutet und mir eines Tages spontan von Pfarrer Gerlach des Läutens zum Vaterunser genehmigen lassen.

2) „Erklären sie ihre Frage auf französisch!“

3) In Wirklichkeit waren es wohl Algerier, aber die konnten wir ohnehin nicht von Marokkanern unterscheiden.

4) Konrad Adenauer war nach eigenem Bekunden „stolz darauf, niemals Soldat gewesen zu sein.“

verbinden mit dieser japanischen Besatzung schlimmste Erinnerungen. Einer der Widerstandskämpfer war der spätere nordkoreanische Parteichef Kim Il Sung.

Nach der Kapitulation Japans wurde Korea „befreit“. Seine Unabhängigkeit wurde zwar von den Siegermächten garantiert. Gleichzeitig aber wurde der Norden von der Roten Armee, der Süden von der US-Armee besetzt. Das von den „Alliierten“ „befreite“ Opfer der Japaner war nun das Opfer einer willkürlichen Teilung. Die Trennungslinie zwischen den beiden Besatzungszonen, dem heutigen Süd- und Nordkorea war der 38. Breitengrad. Zu einem einheitlichen koreanischen Staatsgebilde kam es wegen des Widerstandes der Sowjetunion nicht. Sie unterstützte den „Arbeiterführer“ Kim Il Sung.

Im Juni 1950 überschritten nordkoreanische Truppen die Demarkationslinie am 38. Breitengrad. Sie stießen in einem erschreckenden Siegeszug bis zur Hauptstadt Südkoreas Seoul. Der amerikanische General MacArthur unterstützte mit den amerikanischen Streitkräften die südkoreanischen Truppen und befehligte bis April 1951 auch die „UN-Truppen“. Neben der Amerikanern machten damals vor allem auch türkische Soldaten mit ihrer Opferbereitschaft von sich reden.

Die Nordkoreaner wurden in einem „Gegenstoß“ bis fast an den Yalu-Fluss, der Grenze zu Rotchina, zurückgeworfen. Daraufhin machten (rot)chinesische „Freiwillige“ dem Siegeszug der UN-Truppen in Richtung chinesische Grenze ein Ende. Die Front stabilisierte sich im Bereich des 38. Breitengrades. Im Juli 1951 begannen die Waffenstillstandsverhandlungen, die am 27. Juli 1951 mit dem Abkommen von Panmunjom beendet wurden.

Das aufkommende deutsche „Wirtschaftswunder“ gewann an Fahrt. Es machte sich durch den Wiederaufbau der Löhrrstraße und der Kaufhäuser (Kaufhof, Woolworth) bemerkbar. Die „Behelfsläden“ in vielen Ruinen im Erdgeschoss mit einem Notdach auf Höhe der ersten Etage machten echten Neubauten Platz.

Auch der kirchliche Wiederaufbau schritt voran. Hier ist u.a. der Architekt Schönhagen zu nennen. Der Kirchsaal Christuskirche, der Wiederaufbau des Hochchors in St. Florin, der die hohe Trennwand überflüssig machte, dies alles zeugte von neuem Leben. Später wurde auch die Christuskirche wieder aufgebaut.

In diese Zeit fiel eine Evangelisation von Pfarrer Dr. Thomas aus Gödenroth, scherzhaft wegen seiner Ähnlichkeit mit Johannes Busch „der kleine Busch“ genannt. Natürlich gehörten viele von uns Jugendkreismitgliedern zum Mitarbeiterkreis. Überhaupt beteiligte sich die Jugend bei alledem stark.

Zugleich lernte ich aber auch die Kehrseite von „Bekehrungen“ kennen: wir hatten zwei junge Männer im Kreis, die eigentlich nicht zu uns „passten“. Aber das spielte ja keine Rolle. Bei Rudolf Thomas oder wenige Jahre später bei Johannes Busch hatten sie ihr „Bekehrungserlebnis“. Heinrich Fries war erstaunlich skeptisch. Eines Tages saß ich mit ihm, an Karneval, im Leiterzimmer der Jugendbaracke. Da kam einer der beiden heulend angerannt. Sie hatten eine „Tour“ durch die Altstadt unternommen, tüchtig gebechert und landeten schließlich vor dem ersten Nachtlokal unserer Stadt in der Löhrrstraße beim ehemaligen UFA-Palast¹.

Dort suchte der Andere nach einer einschlägigen „Dame“, die ihn um den im Voraus bezahlten „Liebesdienst“ betrogen haben sollte. Aus dem Lokal hinausgeworfen randalierte er heftig vor der Tür. Heinrich Fries und ich schwangen uns auf das „Dienst-Motorrad“ und rasten in die Löhrrstraße. Dort sorgten wir dafür, dass der „abtrünnig“ gewordene „Neubekehrte“ sich in Richtung Jugendbaracke in Bewegung setzte, wo ihm tüchtig „der Kopf gewaschen“ wurde. Es dauerte nicht mehr lange, da wurden er und der andere „Bekehrte“ leider nicht mehr bei uns gesehen.

An den Gebetsgemeinschaften beteiligte ich mich auch, bekam aber sehr gemischte Gefühle. Die „Geschwister“ von der „landeskirchlichen Gemeinschaft“ machten sich ziemlich breit und waren mit ihren ellenlangen Gebeten kaum zu bremsen. Andere kamen da kaum zum Zuge. Seither habe ich mich auf viele Jahre hinaus an keiner Gebetsgemeinschaft mehr beteiligt.

Übrigens machte der Leiter der Gemeinschaft, ein Papierfabrikant, Pfarrer Thomas Vorhaltungen wegen dessen „sündhaften“ Pfeiferauchens. Er hielt ihm 1. Kor. 9,25 vor:

1) Nach dem Krieg: „Filmpalast“.

Erinnerungen

„Ein Streiter enthält sich aller Dinge ...!“

Pfarrer Thomas nahm die Pfeife aus dem Mund und meinte trocken:

„Ein Streiter muss auch nicht unbedingt Mercedes fahren!“

Der Gemeinschaftsbruder soll daraufhin zornig mit hochrotem Kopf die Jugendbaracke verlassen haben. Wir beide haben später herzlich und verständnisinnig darüber gelacht. Für Pharisäertum hatten wir nichts übrig.

In dieser Zeit wurde ich weiter in die Jugendarbeit eingebunden. Ich hielt meine erste „Bibelarbeit“ über Markus 2, die „Heilung des Gichtbrüchigen“. Auch im Kindergottesdienst wurde ich stärker eingespannt, soweit dies mit meiner „Schullaufbahn“ zu vereinbaren war.

Unvergesslich sind mir die Treffen unseres Jugendkreises in der Stiftskapelle mit „Ebbo“, einem jungen Mann etwa Mitte der dreißig. Er war durch eine Krankheit völlig gelähmt und blind. Am Ende wurde er auch noch taub. Aus Amerika wurde ihm ein fast schuhkartongroßes „Hörgerät“ gestiftet. Seine Fröhlichkeit, sein Mut und sein Gottvertrauen trotz aller Not waren unfassbar. Er strahlte jedesmal, wenn wir zu ihm kamen und ihn mühsam an der Bibelarbeit zu beteiligten. Unsere Pfarrer sagten oft: „Wenn wir den Ebbo trösten wollten, wurden wir von *ihm* getröstet.“

Ich hatte damals einige Probleme. Da Vater mir kein Taschengeld gab, musste ich zusehen, wie ich an Geld für Kino oder Wanderungen mit Brigitte kam, wenn nicht Mutter oder Gustel heimlich aushalfen. Zunächst betätigte ich mich bei der „Frühjahrs- und Herbstmesse“ auf dem Clemensplatz als Kassierer auf den Karussells. Immerhin brachte der „Job“ ein paar Mark.

Irgendwie ergab es sich später, dass ich gelegentlich beim Stadttheater schräg gegenüber von uns für ein paar Mark als „Statist“ mitwirken konnte. Bei Auftritten *nach* der „großen Pause“ gab es mehr Geld als vorher. Aber dieses Glück hatte ich nur selten.

Ich erinnere mich an die „Meistersinger“ von Richard Wagner. Wir mimten auf der Festwiese die „Stadtpfeifer“. Wenn sich dann im Wettstreit der „Meistersinger“ für uns im Hintergrund der Bühne eine „Pause“ ergab, tauschten wir Hausaufgaben aus. Wie erschrakten wir, als plötzlich der Intendant geduckt hinter uns erschien und uns leise, aber gewaltig zusammenstauchte. Fortan folgten wir den Meistergesängen aufmerksamer.

In der Verdi-Oper „Don Carlos“ war ich Mitglied der Leibgarde des spanischen Königs Philipp. Mit gespreizten Beinen und schräg gehaltener Hellebarde beschützten wir auf einer „Stadtmauer“ den spanischen Monarchen, während er einer Ketzerverbrennung („Autodafé“) zuschaute.

Bei einer Vorstellung gab es unter uns einen lauten Knall. Anschließend stank es gewaltig nach Ammoniak. Ein Glasballon voller Salpetersäure, mit der per Pressluft der Qualm der „Scheiterhaufen“ erzeugt wurde, war geplatzt. Aufregung hinter den Kulissen. Der anwesende Feuerwehrmann ging am „eisernen Vorhang“ mit seinem Schlauch in Stellung.

Tapfer und eilig brachten die Sänger den Akt zu Ende. Als sich der Vorhang schloss und der „eiserne Vorhang“ herab gelassen worden war, verließen wir hustend ganz schnell den Schauplatz. Nach der gründlichen Reinigung der Bühne wurde die Vorstellung fortgesetzt: „The Show must go on!“ Diese Maxime und Einblicke in das „Theaterleben“ waren interessant und zugleich prägend. Wenn mir später in meinem Dienst als Pfarrer etwas zustieß oder auch „quer“ ging, hielt ich mich an die am Theater gelernte eiserne Regel. „Es *muss* weitergehen!“ Nur eine schwere Erkrankung ließ mich das dienstliche „Handtuch“ werfen, und auch das nicht immer.

Zwischendurch gab es auch andere besondere Erlebnisse. Der „Jugendring der Stadt Koblenz“ entwickelte eine Reihe von Aktivitäten. Dazu benannten die angeschlossenen Jugendorganisationen, katholische und evangelische Jugend, die SPD-Jugend „Die Falken“ und andere ihre Vertreter, die mitwirken sollten. So war ich einmal „Ordner“ beim ersten „Seifenkistenrennen“ auf der Hunsrückhöhenstraße, von der Zufahrt zum Forsthaus Remstecken an bis hinunter zur Karthause. Damals gab es dort noch keinen Verkehrsknoten.

Weniger angenehm war eine andere Aktivität: Koblenz war für die Franzosen offenbar eine Anwerbezentrale für die Fremdenlegion. Die deutschen Behörden konnten das nicht verhindern. Die Franzosen aber durften keine unter Achtzehnjährigen in ihre „Légion Étrangère“ aufnehmen. Sie taten es dennoch. Vielleicht hatte sich auch mancher abenteuerlustige Knabe älter gemacht, als er wirklich war.

Wir Jugendvertreter also begleiteten die Polizeistreifen, die in den anrühigsten Lokalen der Altstadt Jagd auf Fremdenlegionswerber oder auf zu junge „Legionswillige“ machten. Gelegentlich wurden wir dann schon mal von gewissen „Damen“ beschimpft: „Haut ab! Ihr versaut uns das Geschäft!“

Einmal haben ein Bereitschaftspolizist und ich an einem jungen Mann „Tauziehen“ vor einer französischen Kaserne in Lützel gemacht. Wir zwei hielten ihn an dem einen Arm fest, der französische Posten zog am anderen. Wir zwei waren aber stärker! Und - der Knabe war noch nicht achtzehn Jahre alt! Auch in Ehrenbreitstein hielten wir oft vor einer Anwerbestelle Wache.

Ansonsten hieß es für mich pauken, pauken, pauken! Wenn Mutter mal wieder für Wochen im „Stift“ lag, rannte ich mit Genehmigung der Schulleitung in Schulpausen schnell nach Hause und setzte das Mittagessen für uns auf den Gasherd. Das im Krieg offene Törchen an der Schanzenpforte war jetzt zwar ständig verschlossen. Um aber keine Zeit zu verlieren und pünktlich nach der Pause wieder im Klassenraum zu sein, kletterte ich einfach über die gusseisernen Spitzen des Tores hinweg. Heute wäre dies aus Sicherheitsgründen und wegen der Unfallgefahr undenkbar. Im unserem Klassenlehrer hatte ich stets einen verständnisvollen Fürsprecher, der mich aber auch bei Bedarf „zusammenstauchen“ konnte.

Arg gebeutelt wurde ich eine Zeit lang durch rätselhafte, immer wiederkehrende Fieberattacken. Sie begannen mit starkem Schüttelfrost. Wenn ich endlich im Bett lag, stieg das Fieber auf 40,5° C und mehr. Ich schluckte dann „Dimethylaminophenazon“, meist eine eigene Herstellung der Apotheke. Normal hießen die gleichen, von der Pharmaindustrie hergestellten Tabletten - wenn ich mich recht erinnere - „Pyramidon“, ein beinahe „Allheilmittel“. Das Fieber ging nach ihrer Einnahme rasant zurück, und ich hatte schnell eine Körpertemperatur von 35,5 ° C. So war es kein Wunder, dass ich anschließend für mehrere Tage „kaputt“ war.

Aber ohne Rücksicht darauf warf mir leider mein Vater Faulheit vor. Nach dem Zusammenbruch und durch den Tod meines Bruders hatte er sich m.E. verändert und kam mit meiner notgedrungen erworbenen Selbstständigkeit nicht zurecht. Und als ich mich wider Erwarten mit Brigitte durch lange Gespräche auf dem Heimweg nach dem Jugendkreis angefreundet hatte, musste auch diese Freundschaft noch als Grund für mein schulisches Versagen herhalten. Ob Taschengeld oder Freundin - immer hieß es lapidar:

„Erst wenn du fertig bist!“ Auch durfte ich nie an einer Jugendfreizeit teilnehmen, etwa auf Baltrum. Die Gründe waren abgesehen von der Kostenfrage verschieden und für mich - aber nicht nur für mich - oft unverständlich. Das Verhältnis blieb leider lange Zeit gespannt.

Dafür fuhr er aber mit mir per Fahrrad mit unserem Zweimannzelt 1950 zum Bodensee und 1951 nach Norddeutschland. Beide Male wurde ich unterwegs krank. Immerhin hatte ich mir so einige Strecken „erstrampelt“. Ich war trotz mancher schönen Erlebnisse meist froh, wieder zu Hause zu sein. Wie beneidete ich Brigitte, die mit der Gemeindejugend im Pichlmairgut bei Schladming unter dem Dachstein Ferien machen konnte. Die Alpen sehen, auf Berge steigen! Von Bruder Fritz hatte ich Luis Trenkers Buch „Kameraden der Berge“ geerbt.

So paukte ich weiter, was das Zeug hielt. Nach dem Mittagessen begann ich mit den Hausaufgaben. Das Unangenehmste - Mathematik - kam zuerst. Dann die Aufgaben der anderen Fächer. 1950 hatte ich mir noch zwei Wahlfächer aufgehalst: Englisch und Hebräisch. Letzteres brauchte ich ja für mein Studium. Das Schulgeld von 20,00 DM monatlich war übrigens auf die Hälfte reduziert worden.

Wie würde es weitergehen? Würde ich wirklich zum Theologiestudium kommen? Wer würde mein Vorbild sein? Pfarrer Rott oder „Vikarin“ Schroeder? Sie besuchte uns häufig. Eines Tages versprach ich ihr scherzhaft:

„Sollte ich jemals Präses werden, dann Sorge ich dafür, dass Sie sich nicht mehr ‚Vikarin‘ nennen müssen, sondern ‚Pfarrerin‘, was Sie ja auch wirklich sind!“

Frau Schroeder schmunzelte nur.

Erinnerungen

Pfarrer Rott unterstütze mich tatkräftig. Als ich mir irgendwie einen „Nestle“¹ erstanden hatte, empfahl er mir als erstes die Lektüre des Johannesevangeliums. Dessen Griechisch sei für einen Anfänger am einfachsten. Aber dann wurde es im letzten „Tertial“ der Unterprima sehr schwierig für mich.

Es kam eine „Katastrophe“. Auf dem Weihnachtszeugnis war meine „Versetzung“ nach Oberprima „sehr gefährdet“. Vater „wusste“, ich sei einfach zu faul und hätte nur dummes Zeug im Sinn. Dabei vergaß er schlicht und einfach meine rätselhaften Fieberattacken. Leider drohte er mir nach dem berüchtigten „blauen Brief“ („Versetzung sehr gefährdet!“) zum Weihnachtsfest 1950, mich von der Schule zu nehmen, wenn ich zu Ostern 1951 nicht nach Oberprima versetzt würde. Als dann noch die Teilbefreiung vom Schulgeld gestrichen wurde, war es für mich an Weihnachten nichts mit „O du fröhliche ... !!!“

In den Weihnachtsferien 1950/51 erbarmte sich Klassenkamerad Rudi Pr. meiner und half mir an *einem* (!) Vormittag das zu begreifen, was mir unser Mathematiklehrer mit seiner „Superpädagogik“ nicht verständlich machen konnte. Seitdem stieg mein Stern in Mathe. Damit stiegen auch die Noten in Physik und Chemie. Insgesamt ging es in Richtung Ostertermin schulisch mit mir bergauf. Die Wahlfächer Englisch und Hebräisch hatte ich übrigens als „Ballast“ über Bord geworfen.

Vor den Osterferien war mir dennoch bange vor meinem Zeugnis. Dann die Erlösung: ich war in der Reihenfolge des Notendurchschnitts der Letzte, der mit den erforderlichen 11 Punkten (als „27-Bester“) versetzt wurde. So waren wir also siebenundzwanzig Oberprimaner. In der Folge arbeitete ich mich ganz allmählich weiter nach oben.

Am 17. März 1952 wurde ich dann zum „Gesprächsthema“ meiner Penne, ein Jahr nach dem Vermerk „Versetzung nach Oberprima sehr gefährdet!“ Nun aber war ich wegen des guten Notendurchschnitts in den schriftlichen Arbeiten von der mündlichen Prüfung befreit worden!

Ich hatte mich morgens von Mutter mit den Worten verabschiedet: „Mein Kopf ist leer, ich weiß gar nichts mehr!“ Sie versprach, für mich zu beten. Das hatte mir auch noch eine andere versprochen, die sicher jetzt in der Werkstatt in Höhr-Grenzhausen mit ihren Gedanken bei mir war. Sie hatte ja mit mir gelitten, als Vater mich so unter Druck gesetzt hatte.

Im Lehrerzimmer hörte ich gar nicht hin, als die Namen der vom Mündlichen Befreiten verlesen wurden. Warum auch? Plötzlich bekam ich von allen Seiten Rippenstöße.

„Was ist denn los?“ fragte ich leise. „Du Blödmann, hast du denn nicht mitgekriegt, dass du auch vom Mündlichen befreit bist?“

Ich fragte ziemlich verdattert und dämlich: „Wieso?“ Als ich aber das strahlende Gesicht von unserem „Klassenpapa Panni“ sah, wusste ich: Das ist kein Traum! Von siebenundzwanzig Abiturienten wurden nur Zwölf in einem oder zwei Fächern mündlich geprüft. Die anderen, darunter auch ich, hatten in den schriftlichen Arbeiten einen Durchschnitt von mindestens dreizehn (von zwanzig) Punkten erreicht. Das war nun wirklich ein Erfolg auch für unseren Klassenlehrer. Ihm wurde von dem die Prüfung leitenden „Regierungskommissar“ zu dieser „Abiturientia“ gratuliert. Auch meine „Mathe-Arbeit“ hatte mit für den hohen Notendurchschnitt gesorgt.

Insgesamt war unser „Abi“ eine „Premiere“: noch 1951 gab es das französische „Zentralabitur“, das bei allen gefürchtet war. Zentral wurden die Prüfungsthemen erstellt. Zentral die Ergebnisse der schriftlichen Arbeiten von fremden Lehrern rezensiert. Auch das Mündliche war zentral organisiert.

1952 gab es zwar noch das französische Punktesystem mit 0 - 20 Punkten. Aber im Übrigen war wieder das alte deutsche Prüfungssystem eingeführt worden mit der Möglichkeit, ab einem Durchschnitt von 13 Punkten in den schriftlichen Abiturarbeiten von der mündlichen Prüfung ganz befreit zu werden.

Ich ging ich sofort den kurzen Weg nach Hause. Mutter erschrak furchtbar, als sie mich sah.

„Warum bist du schon da?“ fragte sie entsetzt.

Erst antwortete ich flapsig: „Die wollen von mir nichts wissen!“ Als ich aber ihr schreckensbleiches Gesicht sah, rückte ich mit der frohen Botschaft heraus. Sie weinte vor Freude.

1) Griechisches Neues Testament.

Ich ging wieder zurück in unsere „Penne“, von der jetzt Abschied genommen werden musste. Zielloos, wie im Traum, ging zu unserem alten Klassenraum, lief auf dem Schulhof umher, dachte an die Zeiten zurück, wo der französische Stadtkommandant unseren „Direx“ zum Rapport in die Kommandantur beordert hatte, weil er auf dem Schulhof verbotene „Wehrertüchtigung“ beobachtet hatte, dabei hatten wir in der großen Pause nur „Völkerball“ gespielt. Aber Sportunterricht hatte die Besatzungsmacht für die deutsche Jugend in ihrer Zone strikt verboten. Nach Aufhebung des Verbots hatte ich in der Turnhalle - auch beim „Völkerball“ - einen schweren Medizinball auf die Nase bekommen.

Vorbei das alles. Ich war kein Pennäler mehr. Was war ich jetzt? Ein Nichts, ein niemand?

Schön war, dass mir meine Klassenkameraden ebenso wie meine „Pauker“ das Glück neidlos gönnten. Mir war fast zumute wie im Psalm 126: ich war wie ein Träumender!

Gegen 12:00 Uhr mittags wurden uns die „Zeugnisse der Reife“ ausgehändigt. Jetzt hatte ich es schwarz auf weiß. Das Abitur ist bestanden. Vater freute sich auch. Er legte mir, wie mich meine Schwester kürzlich erinnerte, mittags stillschweigend einen 20,00-DM-Schein unter den Teller. Auch Brigitte freute sich unbändig.

Abends trafen wir uns mit etlichen unserer Lehrer, vor allem auch unserem „Klassenpapi“, in einem Lokal zu einer Art Kommers. Das dazu nötige Geld über Vaters 20,00 DM hinaus hatten Mutter und Gustel für mich abgezweigt.

Als ich am nächsten Tag noch einmal die Schule betrat, gratulierte mir die Sekretärin vom Direktorat. Einige Lehrer schüttelten mir auch die Hand und meinten scherzhaft:

„Was wollen Sie denn noch hier? Sie haben hier nichts mehr zu suchen!“

Ebenso gratulierten mir auch Pfarrer Rott, „Vikarin“ Schroeder und Frau Schormann.

Nun tauchte aber ein anderes Problem auf: Woher bekomme ich Geld fürs Studium? Einige von uns wurden bei der KEVAG Straßenbahnschaffner. Dem stand meine Schwerhörigkeit im Wege. So wurde ich von Gustel und Schwager Heinz in der Schaefferstraße für diverse Arbeiten „angestellt“. Aber der „Verdienst“ reichte nicht ein Semester.

Und dann flatterte mir ein Brief der KiHo Wuppertal an „stud. theol. Hans-Martin Stüber“ ins Haus mit dem Termin für die „Einführungsfreizeit“, mit der das erste Semester beginnen sollte..

Einige Daten:

- Studium: Sommer 1952/Winter 1952/53 Kirchliche Hochschule Wuppertal;
Sommer 1953- Sommer 1954 Universität Göttingen;
Winter 1954/55 bis Sommer 1956 Uni Bonn.
1. theol. Examen: Oktober 1956;
31. Oktober 1957 Einweisung ins Vikariat in Bad Neuenahr zum 1.11.1956.
1. November 1957 Predigerseminar Wuppertal Barmen,
19.04.1958 Heirat mit Brigitte Hahn (Trauung durch Pfarrer Ecker in St. Florin, Koblenz);
1. Mai-31. Juli 1958 Schulvikariat in Bruchweiler über Idar-Oberstein;
1. August 1958 Vikariat in Bendorf.
2. theol. Examen: April 1959, ab
1. Mai „Beschäftigungsauftrag“ Kgde. Saarburg Bez. Trier, am **14. Juni 1959 Ordination** dort, Weil das Presbyterium Saarburg einen älteren Pfarrer gewählt hatte, zum
1.11.1959 Versetzung nach Schahren üb. Idar-Oberstein (Kirchenkr. Trier).
- Pfarrstellen: - Dezember 1960 Einführung in das Pfarramt Schahren-Kempfeld.
16. Juni 1968 Ev. Standortpfarrer Büchel und Pfarrer der Militärkirchengemeine Büchel-Brauheck (Kirchenkr. Koblenz).
16. Juni 1975 „Evang. Pfarrer III bei der Marinefliegerdivision“ in Nordholz b. Cuxhaven. Von den Militärseelsorge beurlaubt zum
1. Juli 1980 als Dienstantritt Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde Gerolstein-Jünkerath.
- Pensionierung: zum 1. Mai 1995, anschl. weiter wohnhaft in Gerolstein/Eifel.

Erinnerungen

Kinder: Drei Söhne, einer in Rheinhessen, die anderen in Norddeutschland.